Um das Fest des deutschen Lichterbaums

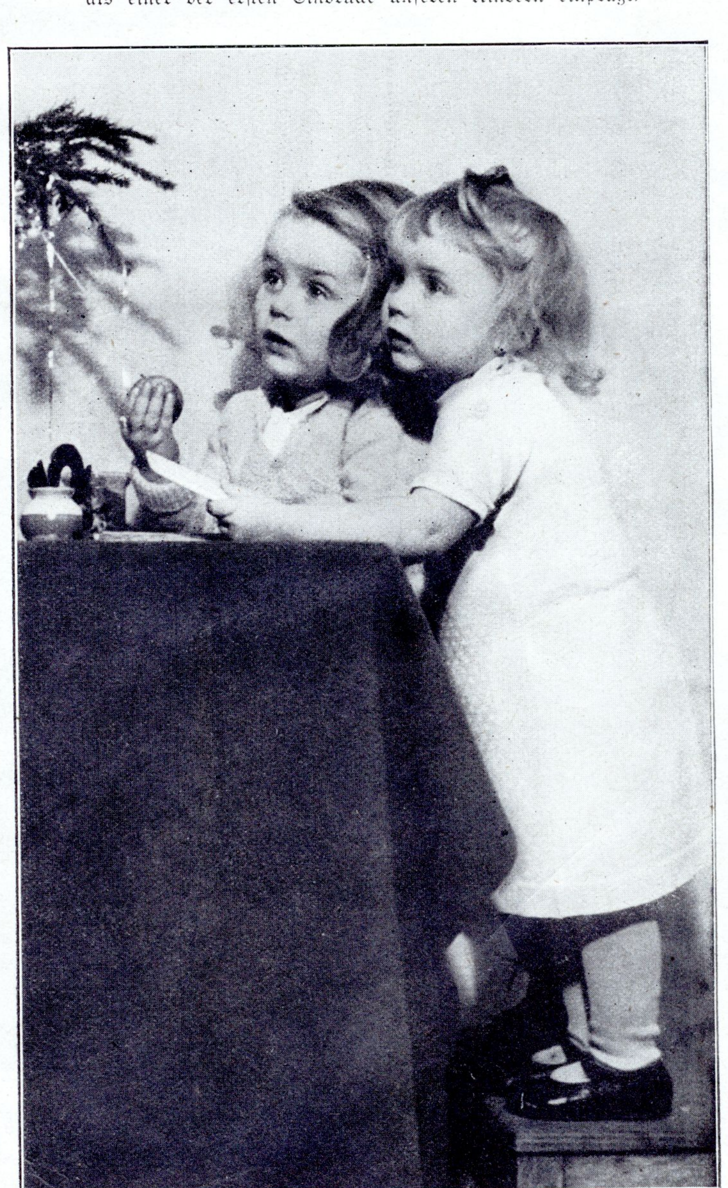
Die deutsche Weihenacht übt auch dieses Jahr wieder ihren unermeßlichen Zauber auf die deutsche Volksgemeinschaft aus. Es liegt im Wesen des Nationalsozialismus, daß er das Fest des deutschen Lichterbaums immer mehr auf seine geschichtlichen Quellen zurückführt, die dem hehren Dunkel unserer winterlichen Wälder und der Sehnsucht nach dem Lichte entspringen.

Aufnahmen: Alice Heß 2, Inge Mantler 1, Weltbild 1, H. zu Stollberg 1.



Das große Wunder.
Es ist und bleibt doch das deutsche Wunder, das sich im Lichterbaum als einer der ersten Eindrücke unseren Kindern einprägt.





Links: NS.-Frauenschaft in Lissabon.
Fern der deutschen Heimat eint in der deutschen Gesandtschaft die Adventszeit unsere Frauenschaft zu besonderen Arbeiten für das Winterhilfswerk.

Diese kindliche Andacht spiegelt das seelische Erlebnis unserer Voreltern in der Zeit der Wintersonnenwende wider.

WEIHNACHT auf Deutschlands höchstem Berg

EIN BILDBERICHT DES „J.B."
VON DER ZUGSPITZE

Sämtliche Aufnahmen: Bayer Bildbericht-Fiszner.



Der Bürgermeister von Garmisch-Partenkirchen, Parteigenosse Scheck, läßt es sich nicht nehmen, alljährlich seinen „höchsten" Schutzbefohlenen persönlich einen Lichterbaum zu bringen. Unser Bild zeigt ihn in der Zugspitzbahn; die Abordnung wird durch zwei reizende Bewohnerinnen des Tales vervollständigt.



Frau Barth, die Gattin des Bergführers Barth im „Münchener Haus", bereitet mit der netten Pauline aus Garmisch-Partenkirchen (links) den Weihnachtspunsch.

Links: Auf dem Zugspitzgipfel weht eisiger Wind; Schritt für Schritt muß erkämpft werden.

Bei 20 Grad Kälte auf Deutschlands höchstem Berge den Lichterbaum zu überbringen ist gewiß keine geringe Kameradschaftstat!



Bergführer Barth hat das Jodeln der Mädel gehört und begrüßt freudig seine Weihnachtsgäste aus dem Tal



Die Punschprobe ist zur Zufriedenheit ausgefallen. Der Hausherr Anselm Barth und seine Gattin bereiten dem durchfrorenen Bürgermeister Scheck einen warmen Empfang.



Der Meteorologe Hegenauer ist von seinem Beobachtungsturm heruntergeklettert und gibt sich, umrahmt von den zwei lustigen Talmädeln, dem Zauber des Lichtfestes hin.

Bei einer Weihnachtsfeier auf dem höchsten Berge Deutschlands braucht man die genossenen Gläser Punsch nicht ängstlich nachzuzählen; zudem steht Meteorologe Hegenauer in guter Obhut.

Links: Oben wie unten! Der neue Flaumhut wird von Frau Barth in Anwesenheit des eheherrlichen Spenders aufprobiert.



Ein lustiges Lied wird angestimmt; aber ein klein wenig Rührseligkeit darf dabei auch nicht fehlen!



Um Mitternacht ruft die Pflicht!
Meteorologe Hegenauer wieder auf seinem Beobachtungsposten. Ein klarer Winterhimmel läßt den Blick meilenweit über friedliches Land schweifen, dessen Bewohner sich in der sicheren Hut des Dritten Reiches wissen.



Gläubig blickt Deutschlands jüngste Jugend auf zum Führer, der zuversichtlich die gewaltige Last der Verantwortung auch für die kommenden Geschlechter trägt.

Aufnahme: Heinrich Hoffmann.

Die gemeinsame Arbeitstagung des SA.= und HJ.=Führerkorps

auf dem Platterhof bei Berchtesgaden

Das neue Reichsgesetz für die deutsche Jugend und die der SA. vom Führer kürzlich übertragenen Aufgaben auf dem Gebiet der Nationalsozialistischen Kampfspiele bringen für beide Parteigliederungen neue Berührungspunkte. Die nach Berchtesgaden einberufene Arbeitstagung fand ihren Höhepunkt in der Einladung der Teilnehmer durch den Führer auf dem Berghof, woselbst in unverbrüchlicher Verbundenheit einige Stunden ungezwungener Kameradschaft verlebt wurden.



Der Führer spricht zu den Teilnehmern an der Arbeitstagung des SA.= und HJ.=Führerkorps auf dem Platterhof.

Links: Der Führer mit seinen Gästen bei einem Rundgang durch das winterliche Gelände am Berghof

Links von Adolf Hitler: Stabschef Viktor Lutze, rechts vom Führer Reichsjugendführer Baldur von Schirach; in der zweiten Reihe der persönliche Adjutant des Führers, Obergruppenführer Brückner



Der Führer nimmt Kenntnis von den Ergebnissen der Arbeitstagung. Rechts hinter Stabschef Lutze stehend Reichspressechef Gruppenführer Dr. Dietrich.

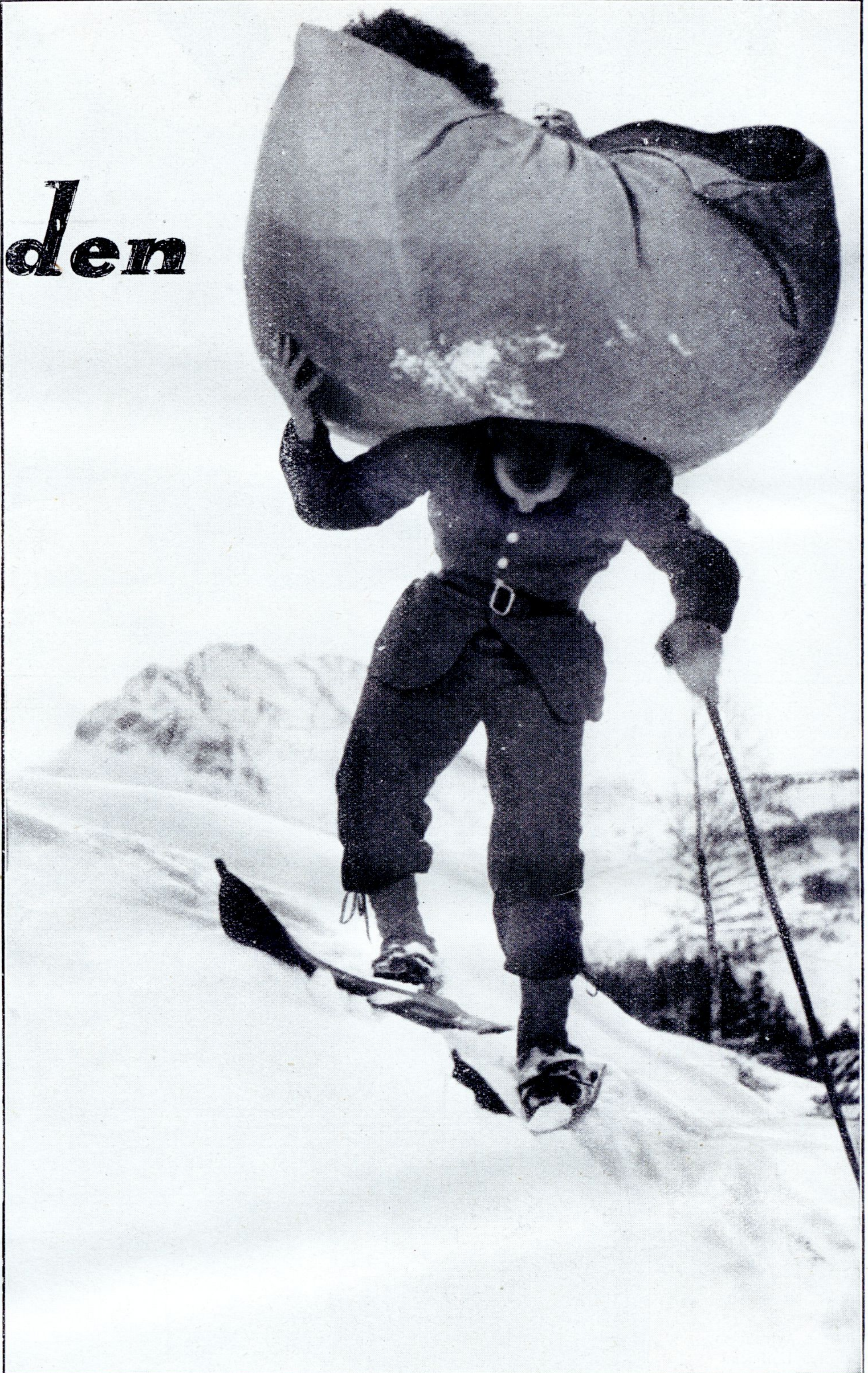
Sämtliche Aufnahmen: Heinrich Hoffmann.

Rechts: Adolf Hitler mit den Leitern der Arbeitstagung, Stabschef Lutze (links) und Reichsjugendführer von Schirach (rechts), in den gastlichen Räumen des Berghofs.

Hilfe dem hungernden Wild!

Mit unseren Arbeitsmännern zu den Wildfütterungsplätzen bei Mittenwald

Einen wichtigen Teil des Volksvermögens stellt das jagdbare Wild dar. Daher ist es im Interesse der Volksgemeinschaft zu begrüßen, wenn der Arbeitsdienst sich mit besonderer Lust und Liebe der Hege des Wildes bei besonders schwierigen Verhältnissen widmet.



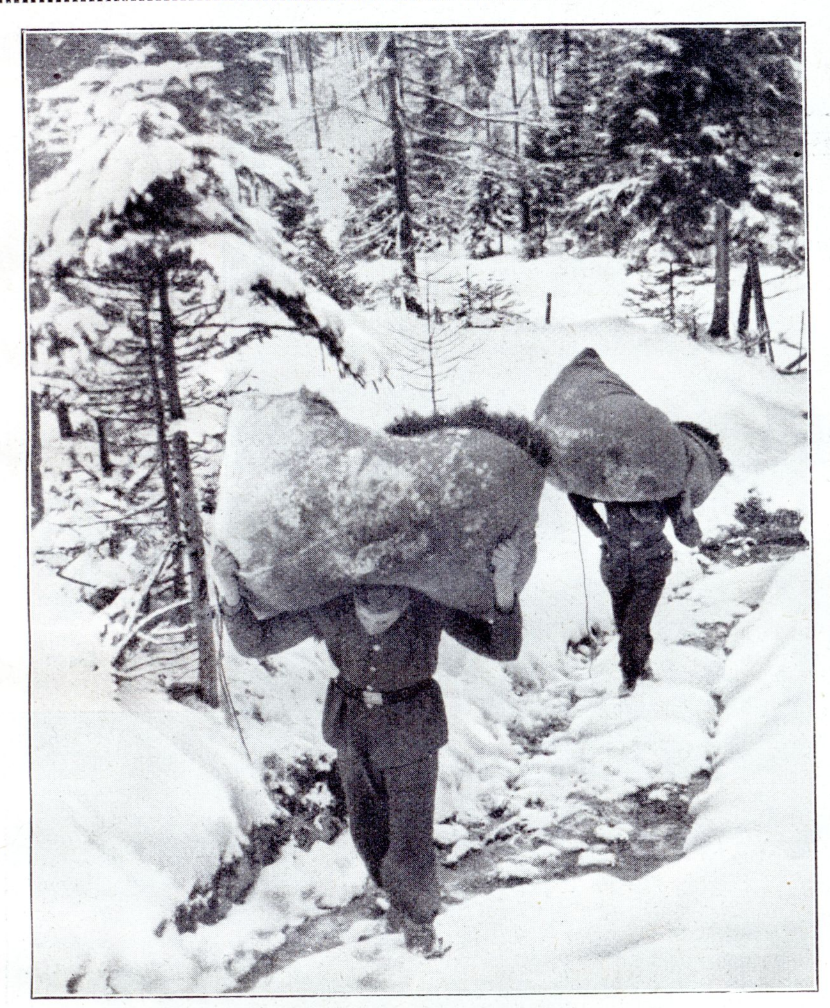
Ein Arbeitsmann vom oberbayerischen Arbeitslager Buckelwiesen bei Mittenwald im Dienst am hungernden deutschen Wild.
Es ist eine schwere Arbeit, bis zu einem Zentner Heu stundenweit bergan bis an die hochgelegenen Wildfutterplätze zu schleppen.

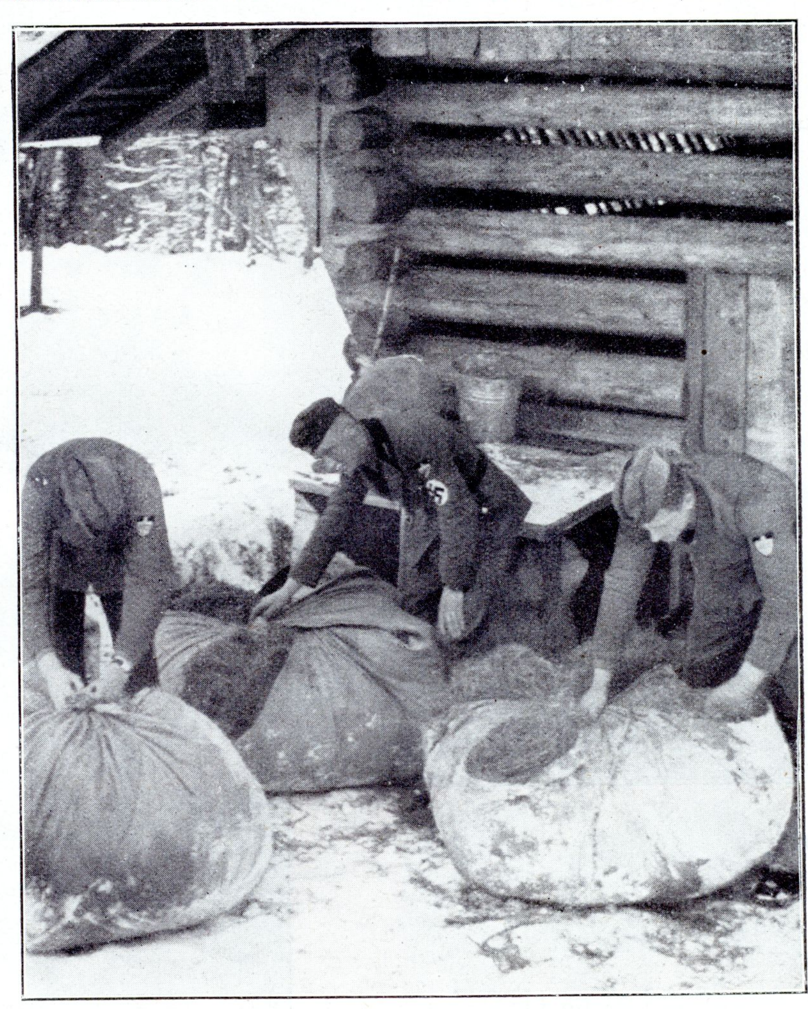


Sorgfältig helfen die Truppführer ihren Leuten, damit die schwere Last gut auf den Schultern ruht.



Das Arbeitsdienstlager Buckelwiesen bei Mittenwald, das einen vorbildlichen Hilfsdienst für das hungernde Wild im Hochgebirge alljährlich im Winter einrichtet.





Zeitweilig werden die Skier abgeschnallt, wenn man in einem zugefrorenen Bachbett aufwärtsmarschieren kann. Am Ziel! Die Wildfütterungsplätze werden mit neuem Vorrat versehen. Gern haben die Männer vom Arbeitsdienstlager Buckelwiesen die schwere Arbeit auf sich genommen, für das darbende Wild zu sorgen

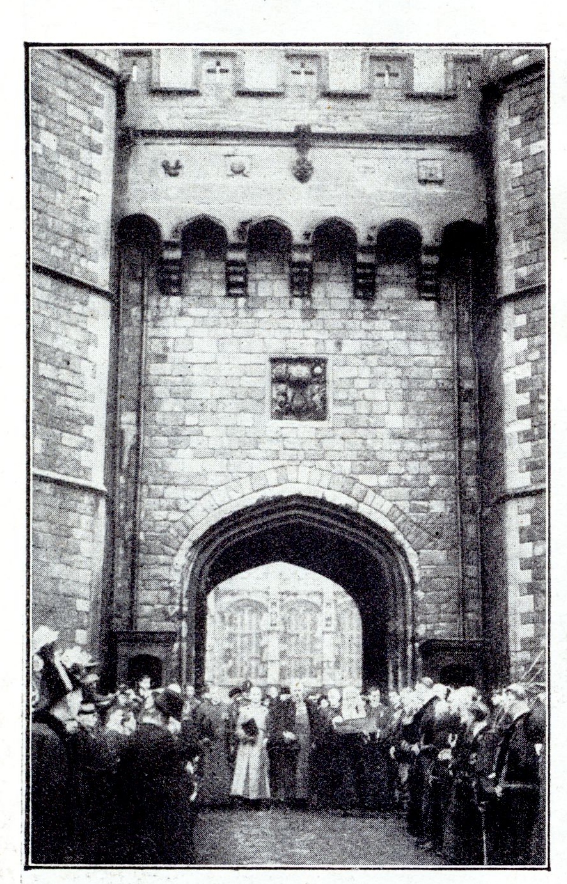
Der Mühe Lohn! Mit Freude und Genugtuung sehen die Arbeitsmänner, wie das hungernde Wild sich auf das sparsam ausgelegte Heu stürzt. Für Wochen ist wieder gesorgt

Sämtliche Aufnahmen: Hartmann.

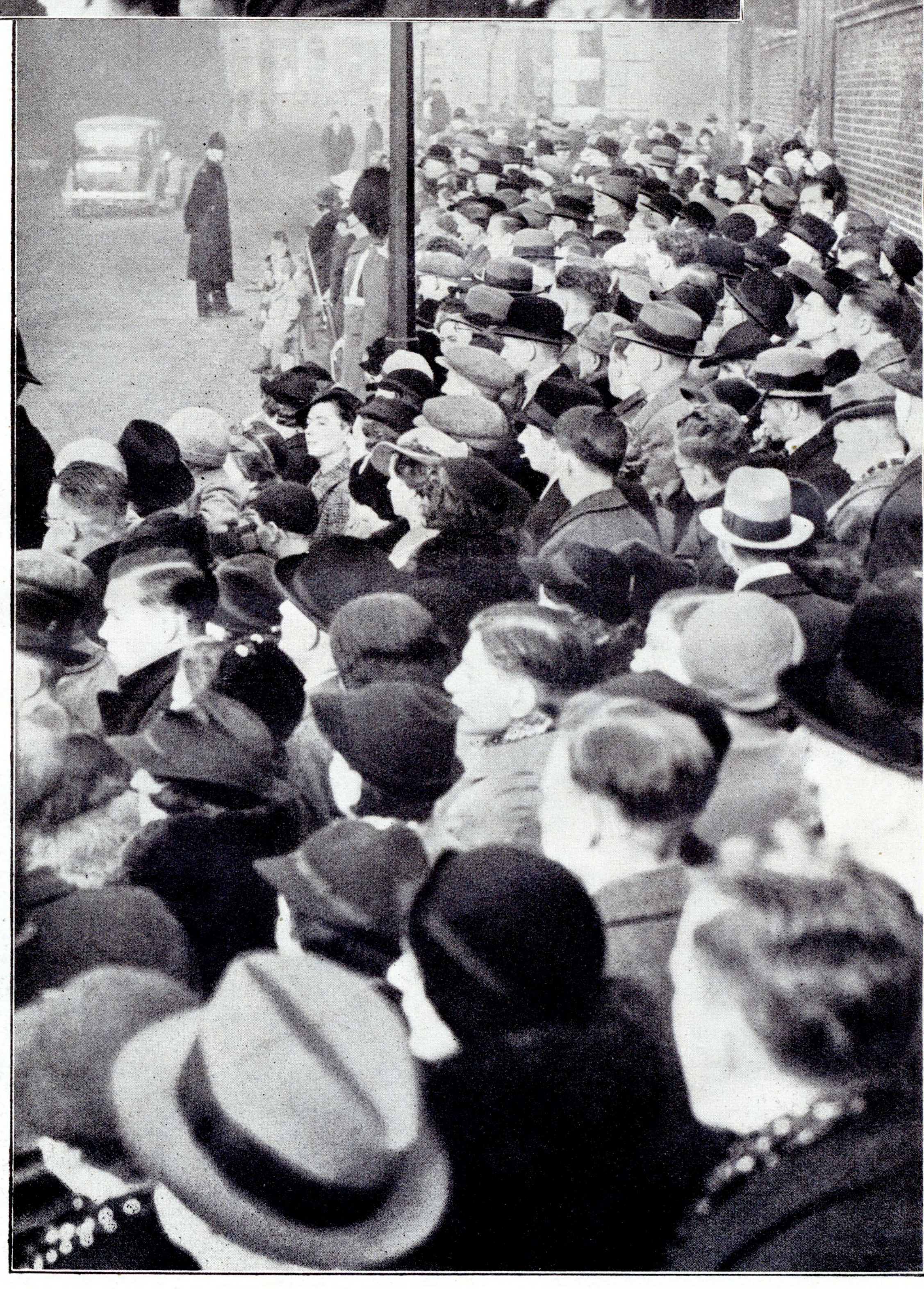


In der Hoffnung, den neuen König zu sehen
Londoner erwarten vor dem St.-James-Palast das Aufziehen der Wache.

ENGLAND PROKLAMIERT KÖNIG GEORG VI.



Die Proklamation des bisherigen Herzogs von York als König Georg VI.
Richter Hugh Murray Sturges, der Protokollführer von Windsor, verliest vor dem Heinrich-VIII.-Tor des Schlosses Windsor die Königsproklamation.



Kopf an Kopf stand die Menge vor dem Buckingham-Palast und dem St.-James-Palast am Morgen des 13. Dezember.

Aufnahmen: Presse-Photo.

STOSSTRUPP im Kampf gegen die Verkehrsunfälle

Ehemalige Feldjäger werden als Spezialisten ausgebildet

Durch das rasche Anwachsen des Verkehrs und die leider damit verbundene Steigerung der Verkehrsunfälle sind auch die Aufgaben der Polizei wesentlich gewachsen, so daß besondere Maßnahmen in dieser Hinsicht zu einer zwingenden Notwendigkeit geworden sind. Aus diesen Erwägungen heraus wurde Ende August der erste Straßenpolizei-Lehrgang für motorisierte Gendarmeriebereitschaften durch General Daluege eröffnet, dessen Teilnehmer im Straßendienst auf dem flachen Land eingesetzt werden.

Die Ausbildung, die sich auf drei Hauptgebiete erstreckt, nämlich die kraftfahr- und motortechnische, die polizeiliche und die truppentechnische, wurde von der Kraftfahrschule der Gendarmerie übernommen. Die theoretische Ausbildung erfolgt in der Schutzpolizeikaserne Berlin-Schöneberg, während die praktische Ausbildung in Suhl durchgeführt wird. Insgesamt dauert die Ausbildung ein Vierteljahr. Die 450 Teilnehmer sind ehemalige Feldjäger, die bisher in der Schutzpolizei Dienst taten



Major der Gendarmerie Fuchs, der Kommandeur der Kraftfahrschule, wo die neuen Stoßtrupps für den Kampf gegen Verkehrsunfälle ausgebildet werden.

Aufnahmen: Presse-Bild-Zentrale.

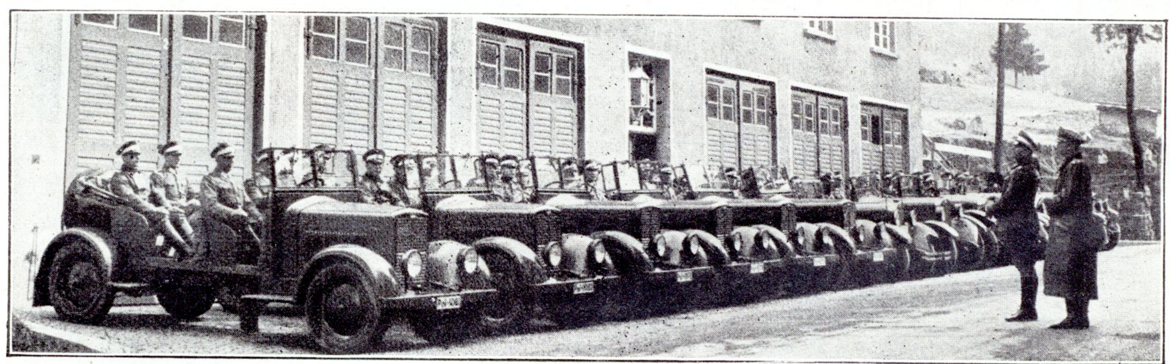


Kraftradkolonne abgesessen!
Genau ausgerichtet stehen Mannschaften und Maschinen des ersten Straßenpolizei-Lehrgangs für motorisierte Gendarmeriebereitschaften.



Praktische Ausbildung am Steuer
Zu den Voraussetzungen gehört natürlich, daß die Stoßtruppmannschaften selbst sichere Fahrer auf Motorfahrzeugen aller Art sind.

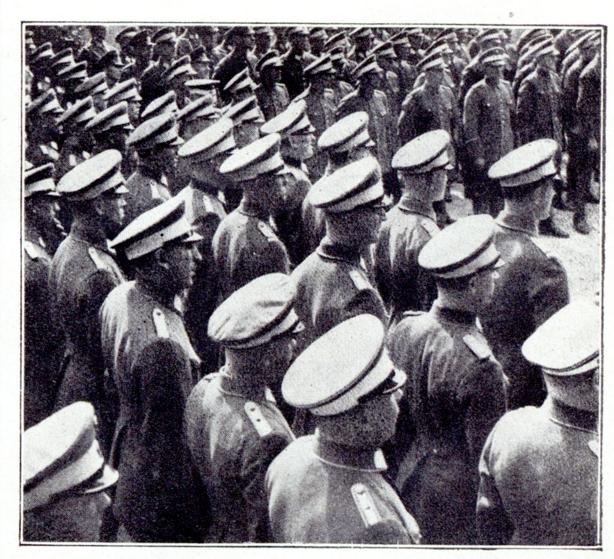
Motorenkunde. Unterricht am Motor eines schweren Lastwagens.



Links: Die Personenwagen-Schulkolonne ist von einer Übungsfahrt zurückgekehrt und steht fertig zur Wagenpflege.



Links: Reifenmontage. Alle Arten von Pannen werden in eigener Reparaturarbeit behoben.



Appell nach Dienstschluß. Die Mannschaften des Lehrgangs sind im Hof angetreten.

GASTSPIEL aus Übersee

ROMAN VON ALBERT O. RUST

(1 Fortsetzung.)

Neu hinzutretenden Abonnenten wird ein Sonderdruck des Romans kostenlos nachgeliefert

Inhalt aus dem bisher erschienenen Romanteil.

Der Autovertreter Grote und die Laborantin Anneliese Hagedorn, ein hübsches, frisches Mädel, zwei echte Kinder unserer Zeit, lernen sich in einem Münchener Bad kennen und finden Gefallen aneinander. Sie beschließen, an einem der nächsten Abende sich wieder zu treffen, und bestimmen als Ort des Stelldicheins das Café „Europa", in welchem die mexikanische Tänzerin Chonchita auftritt. — Chonchita ist ein blutjunges Ding, dessen sich ein Kollege und Landsmann namens Ortega angenommen hat, allerdings in einer Weise, die der kleinen Tänzerin auf die Dauer wenig zusagt, denn er verfolgt und plagt sie mit seiner Eifersucht, überwacht mit Argusaugen jeden ihrer Schritte und versteht es, sie von der Umwelt völlig abzuschließen; und um dies durchzusetzen, ist ihm jedes Mittel recht Noch unerträglicher aber wird sein Verhalten, als er einen bestimmten Verdacht schöpft, und der richtet sich gegen einen Martinez de Lopa, zu dem Chonchita in irgendwelcher Beziehung zu stehen scheint

Sie konnte ihre Aufregung nicht länger im Zaume halten. Sie beugte sich weit vor klammerte sich mit beiden Händen an den Tisch und blickte Ortega mit großen Augen voll Schrecken an

„Nein" versetzte sie

„Doch" erklärte er ruhig, „aber der Jefe, der das angeordnet hat, muß sich irren Oder der Administrator muß dabei seinen Vorteil finden Don Ruy ist nicht verschollen Er lebt Er lebt sogar ganz in unserer Nähe"

Sie war so schreckerfüllt, daß sie kaum noch atmen konnte

„Woher weißt du das?" fragte sie

„Ich habe einen Zettel mit seiner Adresse in deiner Garderobe gefunden", erklärte er kalt „Allerdings waren es nur noch Papierfetzen Ich habe sie zusammengefügt und hier in mein Taschenbuch geklebt Willst du sie sehen?"

Er zog sein Notizbuch aus der Tasche, öffnete es und kehrte die aufgeschlagene Seite gegen Conchita

„Ich brauche wohl nicht zu übersetzen", fügte er hinzu „Du hast ja schon eine Abschrift. Wo hast du sie?"

Conchita faßte unbeherrscht nach der Brust

„Im Ausschnitt Sieh sieh", machte er „Ich hoffe, daß sie dir trotzdem erreichbar ist Gib her!"

Er streckte die Hand aus und lächelte einnehmend

Conchita preßte beide Hände gegen die Brust.

„Nein, nein, nie! Ich will nicht."

„Sieh, sieh", machte er wieder bedauernd. „Warum nicht? Es muß sein. Denn sieh, Chica Florecita, wir wollen doch heiraten. Bisher habe ich Geduld gehabt und dich flattern lassen, aber jetzt will ich nicht länger warten. Ich kann doch von meiner künftigen Frau verlangen, daß sie keine Heimlichkeiten hat Ich weiß von allen deinen Heimlichkeiten Jetzt willst du eine Heimlichkeit haben mit Don Ruy Warum? Was kann der dir sein? Du hast ihn drei Jahre nicht gesehen Bisher war alles Spiel Das Spiel ist aus"

Er streckte wieder die Hand über den Tisch.

„Jetzt gib den Zettel!"

Sie wich vor seiner Hand zurück soweit es der Stuhl zuließ und schüttelte mit Haß in den Augen den Kopf

Sein Gesicht wurde eine schreckliche Grimasse und er blickte sie unablässig an, ohne die Hand zurückzuziehen

„Gib!"

Sie schüttelte weiter den Kopf aber sie sprach keinen Ton

„Bedenke", erklärte er eindringlich, „du bist nicht volljährig. Du bist in meiner Obhut Du bist durch einen gültigen Vertrag an mich gebunden Dein Geld verwalte ich An Schmuck hast du nichts von Wert und Bedeutung Von mir selber will ich nicht sprechen. Aber du weißt, daß ich dich nie lassen werde Du bist mir mehr als mein Leben"

Die ausgestreckte Hand ballte sich zu einer Faust Sie sah nicht stark aus aber seltsam blutleer, nackt und drohend Er sah, daß sich ihr Gesicht geändert hatte Er war nicht einmal mehr sicher ob sie ihm zuhörte, ob ihr nicht der Haß jede Besinnung geraubt hatte

„Mach doch nicht solche Augen War ich je anders zu dir als besorgt und rücksichtsvoll? Du sollst auch jetzt nicht zu klagen haben Du mußt vielleicht erst zur Besinnung kommen Also gut, ich will dir Zeit geben Jetzt ist es sieben Uhr In einer Stunde kann viel geschehen In einer Stunde kann auch ein Mädchen wie du unter eine alte Rechnung den Schlußstrich ziehen Punkt acht Uhr werde ich wieder bei dir anklopfen"

„Soll ich dir etwas heraufschicken?" fragte er noch. Etwas Obst? Ein Eisgetränk? Eine Tasse Schokolade?"

Dann dämpfte er die Stimme zu einer letzten Erklärung

„Chica nie gebe ich dich frei Du wirst tanzen und ich werde Gitarre spielen Und es wird eine Zeit kommen, wo du nur noch für mich tanzen wirst Wir werden reich sein und eine Finca haben und ich werde ein Hacendado sein und Jefe und du, Florecita, meine Esposa, meine Frau"

V

Grote war sechsunddreißig Jahre alt Mit siebzehn war er 1917 als Freiwilliger eingetreten Einmal hatten ihn die Russen, einmal die Franzosen und einmal die Roten zusammengeschossen Die letzte Verwundung war die schwerste gewesen, ein Querschläger Daran hatte er zwei Jahre gekränkelt Er bezog eine Kriegsrente Fünf Jahre lang hatte er damit auskommen müssen Während dieser Zeit hatte er alles Mögliche versucht, um sich über Wasser zu halten Im Jahre 1927 hatte er das Braunhemd angezogen und drei Jahre später hatte ihm ein Feldkamerad die Stellung als Autoverkäufer verschafft die er sich inzwischen zu einem auskömmlichen Posten ausgearbeitet hatte

Er verkaufte nicht allein Autos Er hatte zwei Kollegen mit denen er sich in den Dienst teilte Einer davon, der dicke Hellingrath war Diplomkaufmann, der andere Zirkel mit Namen Ingenieur Sie hatten abwechselnd Innen- und Außendienst Die Firma, durch gute Erfahrungen dazu bekehrt, ließ ihnen ziemlich freie Hand für die Einteilung ihrer Zeit

Das Lokal der Laden wie sie selber sagten lag im besten Teil der Stadt und war ein Gehäuse aus Glasscheiben Steinplatten und Rahmen aus Edelholz Im Hintergrund war durch Schiebetüren eine Art Kabine geschaffen worden Hier gab es einen Schreibtisch mit Fernsprecher einen Drehsessel dahinter, einen Aktenständer für Formulare und zwei Klubsessel für Kunden Im Ausstellungsraum standen blitzend von blankem Metall und Lack die neuen Automodelle frisch aus der Fabrik

Heute hätte eigentlich Zirkel den Innendienst versehen und in der Kabine sitzen müssen, aber Grote hatte mit ihm getauscht, um Sicherheit zu haben, abends um sieben Uhr gehen zu können Beim Außendienst war es nie sicher, wann man heimkam

Augenblicklich gab es nichts zu tun Wer sollte auch jetzt noch kurz vor Geschäftsschluß, noch schnell ein Auto kaufen Er saß am Schreibtisch und prüfte die Monatsabrechnung, die er eben von der Buchhalterei empfangen hatte Unter sich nannten die drei Kollegen im Ladengeschäft dieses Schriftstück die Lohntüte Es war ein fester Umschlag von hoffnungsfroher grüner Farbe

Grote zog zwölf Fünfzigmarkscheine heraus, eine Handvoll Silbergeld und mehrere Bogen beschriebenes und bestempeltes Papier Das Geld legte er sauber vor sich hin und vertiefte sich in die Abrechnung. Er hatte es sich redlich sauer werden lassen im vergangenen Monat um auf diesen Endbetrag zu kommen Nicht alle Monate waren so gut, jetzt endlich war er so weit, wie er sich gewünscht hatte zu kommen Wenn es sein mußte, wollte er Blut und Wasser schwitzen, um die Einkommenkurve auf gleicher erfreulicher Höhe zu halten Mit rund sechshundert Mark im Monat war allerhand anzufangen Er fing an Luftschlösser zu bauen

Kurz vor sieben Uhr kam Zirkel mit dem Vorführwagen zurück

„Sieh da, der Lois mit der Lohntüte! Meine ist dünner ausgefallen Wie hoch bist du gekommen diesen Monat?"

„628" antwortete Grote mit Genugtuung

Zirkel pfiff hochachtungsvoll durch die Zähne

„Der Wunsch meiner Träume. So hoch möchte ich es auch mal bringen"

„Etwas mehr Bewegung", empfahl Grote gut aufgelegt „Aber du bist und bleibst ein fauler Hund. Läufst lieber den Mädchen nach statt den Kunden Du bist ein Windhund Kare. Und wenn ich dich doch nochmal in meinen Sturm bekommen sollte, werde ich dich schleifen nach allen Regeln der Kunst 'n Gruß an deinen Sturmführer Er soll für etwas mehr Bewegung sorgen Schliff kann niemals schaden"

„Ich kenne andere Leute", bemerkte Zirkel, „die sehen auch gern hinter glatten Mädchen her"

„Aber mit Unterschied" erklärte Grote entrüstet. „Übrigens ist es gleich sieben Du könntest eigentlich die paar Minuten den Laden betreuen Ich habe was vor."

Zirkel musterte ihn mit anzüglichen Blicken

„Das sehe ich Du hast dich ja mächtig feingemacht. So habe ich dich überhaupt noch nicht gesehen Mensch. Lois, du gehst mit Absichten um. Du hast was vor! Am Ende gar die Nußbraune mit den blauen Augen aus der Schloßmühle?"

„Total verrückt" murrte Grote

Zirkel blieb aber trotzdem unangenehm scharf auf der Fährte.

„Ich habe sie mittags nie mehr gesehen draußen Mensch, Lois, Grote! Du wirst doch nicht! Bedenke ein Weib Was kann dabei am Ende herauskommen? Eine Heirat Und nach der Heirat ein beaufsichtigter Hausschlüssel Und Sonntagnachmittags Ausflüge mit einem Kinderwagen Und deine Kameraden kennst du dann nicht mehr!"

„Affe" sagte Grote.

„Du sagst Affe", versetzte Zirkel bekümmert, „und ich meine es doch nur gut mit dir. Will mir der Herr nicht wenigstens verraten, wohin er sich zu begeben gedenkt?"

„Nicht weit", erklärte Grote. „Ich gehe nur eine Tasse Kaffee oder Tee trinken. Das ist alles."

„Und dazu so viel Aufwand?" fragte Zirkel zweifelnd.

„Wirtschaft", versetzte Grote. „Ich muß doch was für meinen besten Anzug tun, sonst fressen ihn die Motten."

„Und du willst mir nicht sagen", meinte Zirkel rückhältig und zog sich vorsichtig aus der Reichweite des Kameraden zurück, „wie die Kleine heißt aus der Schloßmühle?"

„Kare", versetzte Grote voll inniger Vorfreude, „wenn wir wieder paddeln oder baden, wirst du getaucht. Deine Unmanierlichkeit wird widerlich. Nur viel und reichlich Wasser kann noch helfen."

VI

Die Kellnerin, sie hieß Pia, lehnte sich vertraulich an den Tisch und rückte Pfeffer und Salz sowie Flasche mit Olivenöl genau in die Mitte der Ahornplatte.

„Also, heut' is a Leber da. A Kalbsleber is. Weil's doch immer danach schrein, hab i draußen in der Küche g'sagt, daß Ihnen eine beiseite tun. An Spinat dazu oder woll'n S' vorher doch noch Spaghetti?"

Sie sprach geläufig den Dialekt der Stadt, aber sonst nur noch italienisch, denn sie war eine Vollblutitalienerin, in München aufgewachsen. Sie sah aus wie ein Dragoner, auch der Schnurrbart fehlte nicht. Aber sie war nicht so. Ihre Aufgabe war es, hier in der Osteria die Gäste zu bedienen. Ihr Vater Bertolli mit Namen und von seinen Freunden der dicke Beppo geheißen hielt hier seit Menschengedenken eine Speisewirtschaft italienischer Art. Es gab lauter kleine Nischen und Tische darin mit blanken Ahornplatten. Die Wandborde entlang standen Amphoren. Einige gerahmte Plakate zeigten Ansichten italienischer Weinorte. Beppo der Wirt, einen gewaltigen Bauch vor sich herschleppend, liebte weiße Schürzen umzubinden und weißärmelig zu gehen. Auf dem kahlen Kopf hatte er meistens eine Kochmütze aufgestülpt. Aber er bemühte sich nur in die Küche, wenn ein Gast besonders zu ehren war. Sein gewöhnlicher Aufenthalt war ein halbdunkler Verschlag zwischen Küche und Weinniederlage. Er war einer der Wirte, die ihre besten Sachen nicht auf der Speisekarte und der Weinliste stehen haben.

Der Gast, an den Pia ihre Anrede richtete, war Herr Hasse junior. Er war nie besonders munter, heute aber zeigte er fast ein leidendes Gesicht.

„So, eine Leber Alla Venezia. Eine Kalbsleber. Also gut. Aber nur Salat dazu. Und nachher einen Expresso."

Pia nahm einen Block und notierte die Bestellung.

„Also a Leber mit ana Salatplattn. Is gut. Nur wegen dem Expresso. Was i do fragen möcht: hab'n S' den Kaffee von daheim bei Ihnen in Südamerika heut mitbracht, oder ham S' ihn wieder vergessen?"

„Er ist da, Pia", erklärte Herr Hasse. „Aber mitgebracht hab' ich ihn nicht. Er muß erst vom Zoll geholt werden."

Pia blickte ihn voll Mißtrauen an.

„Vom Zoll? Ja, warum haben S' ihn nacha net abgeholt vom Zoll, wenn Ihnen unsa Kaffee nie guat g'nüg is?"

Herr Hasse schüttelte melancholisch den Kopf.

„Was weißt denn du?"

„Ich?" Pia glühte vor Entrüstung. „Was i weiß? Grad gnua. Des sell weiß i schon, was i brauch'."

„Weißt du auch", fragte Herr Hasse, „warum ich diesmal Kaffee bekommen habe von zu Hause, aber kein Geld? Keine internationale Überweisung, kein Akkreditiv, keinen Scheck, nichts?"

Er hob die Hände und drehte die Handflächen nach unten.

Es fiel nichts heraus.

„Nichts! Verstehst du das?"

Pia starrte magnetisiert auf die beiden Handflächen.

„So, koa Geld ham S'! Ja, warum fahren S' denn dann den sündteuren Wagen, den S' draußen ham, den Hispano oder wia er heißt?"

„Das verstehst du nicht", versetzte Herr Hasse.

„Daß i heut aber scho gar nixn versteh'", meinte Pia gekränkt. „Hoffart is und weiter nix. Daherkommen wie ein Fürst und nix im Magen ham als höchstens Spaghetti, daß die halbseidenen Mädln die Augen aufreißen, wenn er daherkommt, der sell Wagen mit dem Herrn Hasse drin."

Sie sagte noch mehr, diese wohlmeinende und kriegerische Pia, aber Herr Hasse hörte nichts mehr davon. Er schloß die Augen und stützte den Kopf in beide Hände, um die geschlossenen Augen zu verbergen. Er hatte keinen guten Tag heute. Es war überhaupt schon lange her, daß er einen guten Tag gehabt hatte. Er sah eine Finca vor sich aufsteigen, ein mexikanisches Landgut, so groß wie eine halbe deutsche Provinz. Es war eine Hochebene mit Herden fast unzählbaren Viehs und weiten Feldern mit Mais, Tomaten, Weizen und Baumwolle; in der Ferne die Berge der Sierra Madre Occident, darauf verstreut Dörfer mit Indios und Camps voll berittener Hirten. Am Fluß aber wohnte der Hacendado, der Grundbesitzer, Herr Hasse senior, bebrillt, schmal und kahlköpfig, mehr einem Lehramtskandidaten als einem Großgrundbesitzer gleichend. Seine Rechnungen gingen nie auf. Donna Conception, die mexikanische Gattin Herrn Hasses, zog zuviel Geld aus dem Besitz. So lange sie lebte, vom Tage ihrer Geburt bis zu ihrem Todestage, hatte sie nie etwas anderes getan, als Geld aus der Finca zu ziehen und auswärts auszugeben. Zuerst zusammen mit Donna Ofelia, ihrer Mutter, in der Provinzstadt Allende, wo es wenigstens Kinos gab, ein Hotel mit einer Halle für Fünfuhrtees und einen Bahnhof mit einer direkten Linie nach Mexiko City. Und dann in Mexiko City und schließlich, nach dem Ableben Donna Ofelias, allein in Florida und später in Paris und an der Riviera. Jetzt war sie zwei Jahre tot und immer noch liefen Rechnungen ein. Niemals konnte sich die Finca von diesen Belastungen erholen. Herr Hasse senior wußte es, und Herr Hasse junior wußte es auch. Was aber werden sollte, wenn die Finca in die Hände der Gläubiger kam, das wußte weder Herr Hasse senior noch Herr Hasse junior. Aber ein so großer Besitz braucht selbst in Mexiko lange Zeit, ehe er seine letzten Geldquellen ausgeschöpft hat, und bisher war es immer so gewesen, daß im letzten Augenblick, wenn wieder eine Überweisung an Hasse junior fällig war, irgendwo ein Tropfen zu erwischen war, der sich in ausländische Valuta verwandeln ließ. Seit zwei Jahren lebte Herr Hasse junior nun in Deutschland, weil es sich hier für ihn mit Reichsmark am billigsten leben ließ und weil er hier irgendwie mit seinen Musikstudien zu Ende kommen wollte. Er besuchte die Akademie der Tonkunst und er bewohnte das beste Zimmer in der Pension Continental, aber er mochte weder den Unterricht in der Kompositionsklasse noch die Speisenfolge am Pensionstisch. Lieber nahm er um viel Geld Privatstunden bei einem Lehrer seiner Wahl und für etwas weniger Geld zu seiner leiblichen Erquickung italienische Mahlzeiten im Speisehaus von Signor Bartolli. Was aber sollte aus ihm werden, wenn die monatlichen Überweisungen ausbleiben? Es gab eine Versicherung. Auf Betreiben von Donna Conception war sein Leben vor der Überfahrt nach Europa für eine Million Pesos versichert worden, aber hatte Herr Hasse senior auch pünktlich die fälligen Jahresprämien bezahlt? Das war die Frage. Und gab es eine Stelle, um im Notfall auf eine solche Versicherung, falls sie gültig war, Geld aufzunehmen? Das war die zweite Frage. Herr Hasse seufzte schwer.

„Was seufzen S' denn so?" fragte Pia unberührt. „Is Ihnen so leid um den Wagen?"

„Der Wagen", versetzte Herr Hasse, „so lange ich ihn habe, bewahrt mich vor dem Verlust des letzten Restes meiner Selbstachtung. Lieber will ich hungern als den Wagen fortgeben."

„Alles zwegen der Halbseidenen!" behauptete Pia unerbittlich.

Herr Hasse schnippte den Einwurf mit zwei Fingern wie ein Stäubchen von sich.

„Ohne den Wagen", erklärte er, „hätte ich zum Beispiel nie gewagt, was ich heute getan habe, eine wirkliche Dame zum Essen einzuladen."

Pia hob kriegerisch den Kopf.

„Wird schon eine Dame danach sein. Also möchten S' zweimal a Leber mit Gemischtem? Da schauts her. Wenn doch nur einmal Leber in der Kuchl is!"

„Beunruhige dich nicht", beschwichtigte Herr Hasse, „sie hat abgelehnt. Sie kommt nicht. Es ist eine Dame, die sich überhaupt nicht ausführen läßt."

„Die hat recht!" freute sich Pia. „Des weiß ma scho, was da herauskommen soll bei solchene Einladungen! Soll i's also jetzt bringen, die Leber, oder net? Andere Leut sind a da und woll'n ihr Sach haben. Aber wissen möcht ich nur noch schnell, was eigentlich hab'n von Ihrem Wagen, wenn's net wegn denen Halbseidenen is?"

„Es gibt höhere Dinge", erklärte Herr Hasse, „davon verstehst du nichts und wirst auch nie etwas davon verstehen. Trinkgeld nehmen zerstört die feineren Nuancen im Menschen, und die Nuancen machen den Charakter aus. Dem einen liegt's und dem anderen nicht. Aber daran ist dein Vater, der dicke Beppo, schuld. Er hat sich dazu gezwungen. Einen schönen Gruß an ihn und er soll mir eine Flasche Chianti schicken. Aber von dem Super Chianti aus Castellina. Bezahlen werde ich ihn, wenn das Geldschiff eingelaufen ist."

Pia wagte nichts mehr zu entgegnen. Der Satz von den Nuancen, die den Charakter ausmachen, hatte sie einigermaßen verschüchtert. Erst als sie abräumte und den Expresso auftischte, wagte sie wieder eine Frage.

„Also, wie halten wir's jetzt mit dem Kaffee beim Zoll?"

„Es sind fünf Kilo", versetzte Herr Hasse bekümmert. „Fünf Kilo echter Guatemala. Sobald ich Geld habe, werde ich ihn auslösen und herbringen. Und dann werde ich hier morgens, mittags und abends Expresso trinken. Mit genug Kaffee, einer Brotkruste und einem ordentlichen Wagen kann der Mensch auch leben."

Pia musterte ihn mit zweifelnden Blicken.

„Vater sagt, das Beste ist und bleibt ein Sparkassenbüchl mit recht viel Einlagen. Mir gibt er alles auf die Kasse, und abheb'n is nix!"

Herr Hasse nahm Hut und Handschuhe.

„Es muß auch solche geben. Schätze, die Rost und Motten fressen. Sieh in der Bibel nach. Da steht das Entsprechende geschrieben. Vielleicht habe ich morgen Geld. Ich fahre jetzt zu einer Verlegerbestie. Ich habe einen Tango komponiert. Einen richtigen Tango. Nicht so 'n verwässertes Zeug, wie man es von diesem Mozo Luiz zu hören bekommt! Das wäre ein Tango gewesen für Conchita, aber davon verstehst du nichts."

Er schlenderte hinaus, vorbei an der Kellnerin Pia, die ihm mit offenem Mund nachstarrte. Man soll eine Frau niemals unterschätzen. Conchita hatte er gesagt! Ein Tango für Conchita! Pia eilte an den Zeitungsständer und schlug die Blätter auseinander, bis sie fand, was sie suchte. Da stand es fettgedruckt geschrieben: Conchita, die Tänzerin aus Mexiko, das Tanzwunder mit ihrem Gitarristen, Señor Luiz Ortega, gastiert für kurze Zeit im Café Europa.

Unterdessen war Herr Hasse bemüht, am Straßenrand um die nächste Ecke seinen Wagen aufzuschließen. Er fuhr wirklich einen Hispano Suiza. Es gab nur drei Hispano Suiza in der Stadt und einer davon — Triumph! — gehörte ihm. Zwar war es nicht das neueste Modell, aber es war immerhin ein Hispano Suiza mit Kompressor, ein ziemlich hohes Kabriolett mit Ledersitzen und reichlich Kofferraum. Er stammte aus dem letzten Lebensjahr der vor zwei Jahren verstorbenen Donna Conception und war ihrem einzigen Sohn und Erben als letztes Andenken an sie verblieben. Sie hatte es nicht unter einem Hispano Suiza getan. Während ihrer letzten Lebensjahre war sie nirgends lange seßhaft geblieben und der Sohn hatte ihr den Chauffeur und Reisemarschall machen müssen. Die Schlüssel zur Türe und zur Zündung verwahrte er an einer dünnen Silberkette mit einem Kleeblatt aus Email als Glücksanhänger. Er war eben im Begriff, sich am Steuer einzurichten und die Tür hinter sich zuzuschlagen, als ein Damengesicht gebückt am Wagenfenster auftauchte. Es war eine Dame südlichen Typs, das Gesicht emailliert, die Lippen kirschrot, das Haar dunkel wie Rabengefieder. Sie war nicht mehr so jung, um vermeiden zu müssen, einen fremden Mann anzusprechen.

Sie lächelte liebenswürdig und zugleich verbindlich, wie Damen eben zu lächeln verstehen, wenn sie sich angenehm zeigen wollen, ohne Versprechungen einzugehen. Und sie gebrauchte die französische Sprache und nicht ganz korrekt, wie Herr Hasse, der ein feines Ohr für Nuancen hatte, sofort heraushörte.

„Um Verzeihung, aber würden Sie mir helfen wollen, eine kleine Wette zu entscheiden?"

„Mit tausend Freuden", erklärte Herr Hasse ohne Zögern. „Und was kann ich dabei tun?"

Sie fuhr fort zu lächeln.

„Nicht sehr viel, Monsieur. Nur eine Auskunft geben. Es handelt sich darum, festzustellen, was die Erkennungsmarke auf Ihrem Wagen bedeutet: Monako, oder sollte es wirklich Mexiko bedeuten?"

„Darf ich mir eine Frage erlauben, worauf Sie selber getippt haben?"

„Ich?" Sie rundete die Augen. „Ich habe auf Monako getippt! Natürlich", fügte sie hinzu.

„Es tut mir leid", gab Herr Hasse Auskunft, „aber Sie haben verloren. Ich führe die Buchstaben M E X. Sie bedeuten zusammen sinngemäß Mexiko. Der Wagen ist aus Mexiko herübergekommen und dort auch noch beheimatet."

„Oh! Wirklich? Wer hätte sich das denken können! So weit her! Die Wette ist also entschieden und ich habe verloren. Ich bin nur untröstlich, Sie aufgehalten zu haben. Entschuldigung und vielen Dank!"

„Hat nichts zu sagen, wirklich nicht", versicherte Herr Hasse. „Aber Madame sind keine Französin!"

„In der Tat, nein.“

„Auch keine Spanierin!“

„Sie haben es erraten. Auch das nicht!“

„Also aus Südamerika.“

„Wirklich erstaunlich Es stimmt. Ich bin in Monterrey zu Hause.“

„In Monterrey?“ wiederholte er verwundert „Aber das ist doch Mexiko! Aber wieso sind Ihnen dann die Nationalitätszeichen von Mexiko nicht geläufig?“

Sie richtete sich auf, nahm Abstand und verbarg geschickt leichte Verlegenheit.

„Schon zu lange weg!“ erklärte sie. „Also nochmals Dank und Verzeihung. Mein Wettpartner wartet.“

Herr Hasse schüttelte den Kopf und gab Gas. Ganz nett, aber vielleicht etwas zu sehr hergerichtet für seinen Geschmack. Und so sind nun diese Frauen. Kaum sind sie von zu Hause fort, vergessen sie sogar das Nationalitätszeichen ihrer Heimat

VII

Wie schön ist die Stadt an einem heiteren Sommertag. Überall Brunnen, gemeißelter Stein und spielende Wasser. Gepflegte Anlagen mit Rasen und Blumen, von den Laubgewölben alter Bäume überschattet. Und wie an den Gehsteigen die Auslagen locken! Alles gibt es, was das Leben köstlich macht. Blitzenden Schmuck, den Überfluß der Moden, Bücher in schönen Einbänden, Blumen und Früchte und lockende Einladungen zu Reisen in fremde Länder. Weißblau klingeln die Straßenbahnen vorüber, blitzend von Glas, Lack und Metall begegnen sich die Autos. Ganz besonders geben sich aber die Frauen Mühe, farbige Tupfen in das graue Straßenbild hereinzuzaubern. Unter ihren Händen wird alles zu Schmuck und Zierde: Der Schmelz des Schmetterlings, der Farbton der Blume und der Glanz des glatten Metalls und des geschliffenen Steins. Einer von diesen farbigen Tupfen nannte sich mit Namen Annelies Hagedorn.

Große Mode war dieses Jahr das Tiroler Hütl Annelies trug auch so etwas der Art, einen weichen Filz, oben grün und unten rot gefüttert. Sporttreibende junge Mädchen nannten so etwas unter sich einen Ditschi. Zu diesem Ditschi also trug Annelies ein Salzburger Kostüm, flaschengrün und rot abgesetzt. Der behende Handel hatte auch die Schuhe dazu bereitgestellt, flach, bequem und in der Farbe harmonierend Dazu gab es neuerdings auch noch diese Umhängetaschen, am Riemen an der Schulter zu tragen, eine Form, fast schon in das Gebiet der Uniform übergreifend. Aber der Uniform war ja nun endgültig zum Siege verholfen Sie brauchte sich nicht mehr zu verstecken

Es war nicht abzuleugnen, diese Annelies, flott ausschreitend und viele Blicke anziehend, ging zu einer Verabredung mit einem Mann, der sie gegen alles gesellschaftliche Herkommen angesprochen hatte. Und sie schämte sich keineswegs, und die Schatten der Eltern waren durchaus nicht imstande, sie davon abzuhalten. In der Handtasche verwahrte sie an Münze genau zwei Mark fünfundachtzig Pfennige, den Überschuß vom vergangenen Monat, der ohne Bedenken verjuxt werden durfte und dazu bestimmt war, einem gewissen Lois eine Tasse Kaffee oder Tee zu bestellen. Aber auch wenn er so unverschämt sein sollte, eine ganze Portion zu bestellen, würde das Geld reichen. Morgen konnte sie dann mit dem Zettel, den sie gleichfalls in der Handtasche verwahrte, im Institut zur Kasse gehen und hundertzwanzig Mark Monatsgehalt abheben. Über die Verwendung gab es in einem kleinen Notizbuch, gleichfalls in der Handtasche verwahrt, gewisse genaue Aufzeichnungen unter Soll und Haben. Die Rechnung war glatt und ergab einen kleinen Überschuß, auch wenn es sich nicht länger vermeiden ließ, zwei Paar Schuhe zum Schuster zu geben Keineswegs war sie genötigt, nach Hause um gut Wetter zu schreiben. Sie wurde zweiundzwanzig Jahre alt, sie fiel niemand zur Last. Sie leistete nützliche Arbeit, und sie konnte sich selber ernähren. Und niemand hatte ihr dabei geholfen. Sie hatte ihre Flagge entrollt und sich auf große Fahrt begeben

Der alte Hagedorn war früher einer der Großen im Lande gewesen. Er konnte sich mit dem neuen Kurs nicht befreunden. Er war vierundfünfzig Jahre alt, kahlköpfig und leicht beleibt. Er hatte nichts mehr zu tun Er stand mißvergnügt beiseite und übte Kritik. Mit seinen Ämtern hatte er auch seinen Wohnsitz in Berlin aufgegeben und sich in das Landhaus in den Bergen zurückgezogen, das eigentlich bestimmungsgemäß nur als Wohnsitz für heiße Sommermonate dienen sollte. Der Sohn und letzte Namensträger war zu früh der Ideenwelt der anderen verfallen und im Widerstreit mit den häuslichen Gewalten vorzeitig geendet. Die Tochter hatte das Elternhaus verlassen und sich unabhängig gemacht, um dem gleichen Zwiespalt zu entgehen. Die Mutter, eine herzensgute Berliner Dame, trauerte heimlich den Kindern nach und hielt sich fern von jeder eigenen Meinung, außer daß sie wortreich zum Frieden und Nachgeben redete. So fühlte sich der alte Hagedorn vereinsamt und überflüssig. Er ging verbittert umher, trank kleine Schöppchen, hörte wortkarg und leicht verachtungsvoll zu, wenn geredet wurde. In seiner Begleitung war meist ein Hund zu sehen, ein Wolfshund mit dunkler Decke und rehbrauner Unterseite, der auf den Namen Herr Wolf hörte. Der alte Hagedorn erzog ihn mehr und mehr zur Feindlichkeit gegen alle Menschen und nannte ihn seinen einzigen Freund



Ein blondes Mädel in der Wintersonne

Aufnahme: H F Engel

Armer Vati, dachte Annelies, niemand kann ihm helfen

Sie war nun dicht an das Café Europa gekommen Es war nur noch eine Straße zu queren und um eine Ecke zu gehen, hier aber stellte sich ihr ein Mann als Hindernis entgegen Es war kein übler Mann, er lächelte einnehmend und hob beschwörend die eine Hand, in der anderen Hand aber hielt er abschußbereit eine Leica

Doch Anneliese schüttelte abwehrend den Kopf

„Es tut nicht weh“ hörte sie unmittelbar hinter sich überredend sagen.

Die Stimme sollte sie eigentlich kennen. Sie blickte rasch hinter sich, und wen sah sie da zuversichtlich auf sich herunterlächeln? Niemand anderen, als den langen Herrn Grote, der sich Lois nannte

„Ja“, fragte Annelies, „wie kommen Sie denn auf einmal hierher?“

„Ich habe eben Glück gehabt“, behauptete Grote. „Es war nicht schwer zu erraten, aus welcher Richtung Sie kommen mußten Strategie, mein Fräulein, und ein wenig Glück Aber an dem Leicamann bin ich unschuldig Er hat sich Ihnen auf eigene Verantwortung in den Weg gestellt Soll ich ihn aufheben und auf die Seite stellen?“

Der Leicamann klemmte seinen Apparat untern Arm holte aus der Jackentasche eine Geschäftskarte und überreichte sie mit Schwung. Zwei Finger der anderen Hand aber hielt er in Augenhöhe und ließ einen Schnalzer hören

„Eine fabelhafte Aufnahme“, begeisterte er sich. „Eine der besten, die mir je gelungen ist Hier ist die Adresse der Firma. Drei Abzüge in Postkartengröße sind das übliche Dieser Blick der Dame nach oben mit Profilbelichtung! Dieser Übergang von Überraschung in glückliches Erkennen! Deliziös!“

„Soll ich ihm einen Nasenstüber geben?“ erkundigte sich Grote

„Er nimmt sich allerdings viel heraus“, meinte Annelies. „Aber lassen wir ihn laufen“

„Für dieses Mal“, fügte Grote hinzu „Und in der Hoffnung, daß die Aufnahmen wirklich was geworden sind Wollen wir ihm zur Sicherheit nicht noch einen Schnappschuß gestatten? Jetzt, wo wir so schön zusammen sind?“

Der Leicamann hob schon den Apparat, aber Annelies schüttelte den Kopf.

Der Mann nahm die Ablehnung nicht übel



Der Weihnachtsbrief.

Aufnahme: Erika Schmauß.

„Guten Tag auch die Dame, guten Tag auch der Herr", rief er ihnen nach und verfolgte sie noch lange mit den Blicken.

Grote lachte.

„Das ist kein Hiesiger. Also jetzt auf ins Europa zu Conchita!"

Grote, das beobachtete Anneliese jetzt, hatte eine überzeugende Art, dahin zu gelangen, wohin er gelangen wollte. Das Lokal war wie alle Tage, seit Conchita hier ein Gastspiel gab, schon vorzeitig überfüllt. Die Decke war für einen Raum dieser Ausmaße eigentlich niedrig und vielfach durch Säulen gestützt. Aber geschickte Verteilung von Spiegeln und Oberlicht verhinderte jeden Eindruck von Gedrücktheit. Das Podium für die Musiker lag genau in der Mitte. Durch die geschickte Anordnung einfacher Mittel konnte dieses Podium für die Tanzvorführungen leicht um das doppelte Ausmaß vergrößert werden. Natürlich waren die Plätze unmittelbar davon am meisten begehrt und immer schon frühzeitig beschlagnahmt. Aber Grote verstand es trotzdem, das Personal zu veranlassen, ihm in die vorderste Reihe einen kleinen Tisch mit zwei Stühlen einzuschieben.

„Habe ich das nicht fein organisiert?" fragte er, als er sich mit Annelies daran niederließ.

„Sie wollen wohl gerne gelobt werden, Herr Grote?" fragte sie dagegen.

„Alle Leute", versetzte er ehrlich überzeugt, „die sich abrackern, wollen auch Anerkennung dafür haben. Ich hab's immer so gefunden. Und wo welche das Gegenteil behaupteten, da hatten sie angegriffene Lebern und Griesgramfalten in den Gesichtern. Aber mit solchen Betrachtungen wollen wir nicht unsere Zeit verlieren. Wir haben eine Masse anderer Sachen zu besprechen."

„Ja", gab sie zu, „zum Beispiel müssen Sie mir jetzt sagen, was Sie trinken wollen. Tee oder Kaffee, so war es ausgemacht."

„Also immer der Reihe nach. Ich habe mich heute mächtig abgerackert. Mir wird eine Tasse Kaffee guttun."

Annelies hatte inzwischen einen verstohlenen Blick auf die Preise der aufgelegten Getränkekarte getan. Aufgelegte Preisverzeichnisse sind wohltätige Einrichtungen. So wohltätig wie Fahrpläne. Ein Blick genügt, um festzustellen, wie weit die Reise gehen darf. Annelies fand, daß es ihre Mittel erlaubten, diesem abgerackerten Automobilverkäufer ein Kännchen Kaffee zu stiften. Sie selber bestellte Tee.

„War denn der Tag so anstrengend für Sie?" fragte sie.

„Autos zu verkaufen ist ein ganz übler Beruf", erklärte Grote. „Was mir die Fabrik liefert, das kann sich sehen lassen. Ich kann mich davor hinstellen und die Hand darauflegen und einstehen für jeden Wagen. Es ist unmöglich, daß eine andere Firma für dasselbe Geld bessere Autos liefert. Das darf ich ohne Überheblichkeit sagen. Haben Sie eine Vorstellung davon, warum die Leute diese oder jene Marke kaufen? Ich will es Ihnen verraten, nicht weil sie sich überzeugt haben, damit für ihr Geld den meisten Gegenwert zu erhalten, sondern weil hier das Schutzblech so oder so gebogen ist, oder dort der Lack diesen oder jenen Ton zeigt, oder weil der Mann einen Bekannten hat, der behauptet, von Autos was zu verstehen, und der gerade diese Marke empfohlen hat, oder weil die gnädige Frau an ein gewisses Kostüm denkt und an den fabelhaften Eindruck, den sie machen wird, wenn sie im Fond eines Karrens sitzt, der gerade vor ihr steht, und wenn sie dann gerade dieses Kostüm anhat. Aber auch noch aus viel unsinnigeren Gründen werden Autos gekauft. Ich bin vom Fach, ich kann darüber sprechen, denn ich habe meine Erfahrungen."

„Sie sind also nicht zufrieden mit Ihrem Beruf?" fragte sie.

„Nicht zufrieden", wiederholte er. „Was heißt nicht zufrieden? Ich habe einen gewissen Lebensstandard, und mein Beruf bringt mir das, was ich brauche. Ich muß mich dafür redlich abplagen, aber das schadet nichts. Aber denken Sie, wenn ich die Wahl hätte, daß ich mir dann ausgerechnet als Beruf aussuchte, anderer Leute Autos zu verkaufen?"

„Aber warum bleiben Sie dann dabei?" fragte sie.

„Das fragen Sie gut", meinte er. „Sie sind doch auch von dieser Welt und haben Augen im Kopfe, um zu sehen. Rings um uns gehen große Dinge vor. Die Welt ändert sich mit jedem Tag, und jeder einzelne muß Posten beziehen. Ganz gehört keiner mehr sich selbst, den einmal der Geist der Zeit gefaßt hat. Es ist unsere Zeit. Es ist wirklich unsere Zeit. Wir halten sie in unseren Händen und wollen sie nicht lassen, bis wir etwas aus ihr gemacht haben, was sich sehen lassen kann. Deshalb stehen wir zusammen und deshalb marschieren wir in Kolonnen, und deshalb nehmen wir unsere ganz persönlichen Verhältnisse nicht übermäßig wichtig. Unsere eigentliche Haut ist das braune Hemd und der schwarze Rock. Die Zivilkluft ist nur Verkleidung und Notbehelf."

„Also so etwas gibt es wirklich!" meinte sie.

„Natürlich gibt es so etwas", bestätigte er und lachte. „Es ist lange nicht mehr dagewesen bei uns, aber wir haben es nicht verlernt. Wir halten zusammen wie Kletten, und die Kolonnen werden immer länger. Das ist doch etwas, wofür sich lohnt, zu leben und gelebt zu haben. Und wenn auch der einzelne den Schritt verhalten muß, als Kolonne kommen wir vom Fleck. Sie haben doch einen Bruder gehabt? Was habe ich über ihn gesagt? Ein zu früh verzweifeltes Herz!"

„Jetzt sagen Sie diesen Satz schon zum zweitenmal! Wissen Sie auch, daß Sie mich damit bestochen haben? Ohne diesen Satz wäre ich nicht hierher gekommen."

Er starrte sie entgeistert an.

„Aber wir hatten uns doch schon vorher fest verabredet."

Ihre Augen wurden schalkhaft.

„Es soll manchmal vorkommen, höre ich, daß Verabredungen nicht eingehalten werden!"

„Also glatt versetzt!" stellte er fest.

Sie nickte.

„Das ist wohl der technische Ausdruck."

„Also noch einmal glatt und ohne Knochenbruch gelandet", versetzte er still.

„Warum gebrauchen Sie so starke Ausdrücke?" fragte sie mißbilligend.

(Fortsetzung folgt.)

Hans Horst Brachvogel:

DER ALTE CHRISTIAN

Eine Weihnachtsgeschichte

Morgens um vier stand Christian, wie gewöhnlich, auf; er war ein fast neunzigjähriger Mann und konnte, wie die meisten alten Leute, um diese Zeit keinen Schlaf mehr finden. Wenn es Sommer und schon hell war, pflegte er dann zu arbeiten, auf dem Hof, im Stall oder auf seinem kleinen Feld. Aber jetzt war Winter, es war dunkel, draußen und drinnen, die Petroleumlampe wollte er nicht anzünden, Petroleum kostete Geld, so tastete er sich vorsichtig durch die große Bauernstube, machte mit ein wenig klammen und zittrigen Fingern Feuer im Ofen und wartete auf das Tageslicht.

Er tat nichts anderes. Er lauschte auf das Schlagen der alten Kuckucksuhr, sie schlug fünf und halb sechs und sechs, halb sieben, sieben, er lauschte auf den Lärm des erwachenden Hühnervolkes im Stall, durch die stumpfen, matten Glasscheiben fiel dämmriges Morgenlicht. Christian verließ den wärmenden Ofen und machte sich an die täglichen Arbeiten, schippte den in der Nacht vor dem Haus angewehten Schnee fort, streute den Hühnern Körner in den Stall und sah nach der Kuh.

Am Vormittag kam der Landbriefträger durch den Schnee gestampft und klopfte an die schwere Bohlentür des kleinen, niedrigen, strohgedeckten Häuschens, das sich fernab dem Dorf in einer Bodensenke versteckte und von der Landstraße aus kaum, von dem etwas höher gelegenen Wald nur bei genauerem Hinsehen zu erkennen war, denn die Farbe von Dach und Wänden war die Farbe der Erde oder der Baumrinden, die Fenster waren stumpf, die Sonne spiegelte sich nicht in ihnen, ein hoher Schneewall hatte alles ummauert.

Als sich auf das Klopfen im Haus nichts regte, trat der Briefträger ein, legte einen Brief auf den Eichentisch und ging um das Häuschen herum zum Stall, wo er den alten Christian fand.

„Ein Brief von deinem Sohn, Christian!" schrie er, denn Christian war in den letzten Jahren etwas schwerhörig geworden. „Ich habe ihn vorne hingelegt. Frohes Fest, Christian!" schrie er noch, zögerte etwas und stapfte dann wieder durch den Schnee zurück zur Straße. Er hätte vielleicht noch ein paar Worte mit Christian gesprochen, wie er es überall tat, aber die Unterhaltung mit schwerhörigen, alten Leuten war eine Plage, und heute war Heiligabend, er wollte seinen Dienst schnell erledigen.

Christian humpelte aus dem Stall. Er sah den Briefträger schon hinter der nächsten Bodensenke verschwinden, so gab er es auf, ihm nachzurufen und ihn zu bitten, den Brief vorzulesen. Seine eigenen Augen waren zu schwach zum Lesen, auch die Brille half nicht viel. Er nahm den Brief, wog ihn unschlüssig in der Hand und steckte ihn in die Tasche seiner dicken, verschlissenen Jacke. Am Nachmittag, nach dem Kirchgang, würde er wieder den alten Pfarrer darum bitten.

Auch berührte es ihn nicht mehr sehr, was sein Sohn ihm schrieb, es hatte Zeit. Vor einem Jahr war es noch anders gewesen. Damals war Christians Frau gestorben, und Christian war für den Winter in die Stadt zu seinem Sohn gegangen. Er war nicht lange dort geblieben. Er war zu alt, um sich an das Stadtleben zu gewöhnen, er hatte es selbst empfunden, daß er auch zu alt war, sich in den Haushalt seiner Schwiegertochter einzufügen, ein Haushalt, in dem sich alles nach der Uhr, nach Kalender und Dienstzeiten richtete. Die einzige Freude, die Christian blieb, war sein zwanzigjähriger Enkel, und als dieser aus dem Haus ging, kehrte Christian zurück zu seinem kleinen Grundstück und lebte wieder sein Leben, das sich nach Jahreszeiten, Sonne und Wetter richtete.

Sein Leben war einsam geworden. Er empfand es an diesem Heiligabend, als er die Stiefel blank putzte, den derben Knotenstock hervorsuchte und sich zum Kirchgang zurechtmachte, zum ersten Male. Einmal im Monat brachte ihm der Briefträger die Altersrente, einmal in der Woche kam jemand aus dem Dorfkrug, brachte Brot und holte die Erzeugnisse von Christians Hof, sonst hatten ihn die Menschen wohl vergessen. Es lebte niemand mehr seines Alters, und die anderen, denen er früher seine Erfahrungen und Ratschläge gegeben hatte, waren jetzt klüger als er, brauchten ihn nicht mehr, er merkte es.

Er war mit dem Alter empfindlich geworden, der alte Christian, vielleicht zu empfindlich. Vielleicht bildete er sich manches ein. Aber er war nicht verbittert. Es war nur ein wenig Wehmut und Verlassenheit und Erinnerung an die Zeit, da er im Mittelpunkt des Dorflebens stand, da er auf dem Gutshof die rechte Hand war, da er im Gasthof und in der Kirche einen Ehrenplatz hatte.

Bedächtig ging er und vorsichtig, Schritt für Schritt, durch den hohen Schnee. Es hatte mittags getaut, jetzt fror es wieder, der Weg war glatt. Er stützte sich fest auf seinen Stock, blieb stehen, ruhte ein wenig, atmete tief und leise rasselnd, erwog nach alter Gewohnheit die Wetteraussichten und arbeitete sich weiter.

Er war einer der ersten in der verwitterten Dorfkirche, aber der Platz, den er innegehabt hatte, soweit er sich erinnern konnte, war besetzt; er setzte sich still in das Seitenschiff. Die Kirche war noch fast leer, nur wenige Lampen brannten, aber es war warm, er brauchte nur Wärme, um vor sich hinträumen zu können.

Menschen gingen an ihm vorbei. Er kannte sie alle. Die Bauern von den großen Höfen mit Frauen und Kindern, der Schmied, dem er noch vor ein paar Jahren geholfen hatte, der Lehrer, der mit seinem Sohn zusammen die Schule in der Stadt besucht hatte, und da kam der Gutsherr, dem er vor — waren es zwanzig, dreißig oder vierzig Jahre — dem er damals mit einem glühenden Eisen die Bißwunde des tollwütigen Hundes ausgebrannt hatte. Da waren sie alle und gingen an ihm vorbei, grüßten nach allen Seiten, aber ihn sahen sie nicht, weil er sich in seine Ecke drückte, weil es anstrengend war, sich mit einem alten, schwerhörigen Mann zu unterhalten, weil es auch nichts gab, worüber sich alt und jung unterhalten konnten.

Neben dem Altar wurden die Lichter der beiden großen Tannenbäume angezündet, die Glocken begannen zu läuten, die Orgel tönte, es war warm, die Stimme des Pfarrers erklang. Christian hörte sie wie aus weiter Ferne, und er dachte an die Zeit, da er als Junge die Blasebälge der Orgel getreten hatte, dachte auch an seine Frau, die tot war, an seinen Sohn, den er nicht verstand, an sein Enkelkind, das einzige, worum er sich sorgte und was ihn in den Briefen seines Sohnes anging.

Der Gottesdienst war vorbei. Gesang und Orgel verstummten, der Pfarrer war vor die Kanzel getreten, verlas allgemeine Mitteilungen, gab Aufgebote bekannt, dankte für Spenden, dann fiel Christians Name. Christian erschrak. Sein Brief fiel ihm ein und die Frage, was man von ihm wolle.

Noch einmal klang es durch die Kirche: „Ist Christian Burgath hier?"

Christian stand auf. Man sah ihn an, man sah ihn erst jetzt. Man umdrängte ihn. „Christian", sagte der Pfarrer, „es findet jetzt im Anschluß an den Gottesdienst eine allgemeine Bescherung im Gemeindehaus statt. Wir wußten nicht genau, ob du hier oder bei deinem Sohn bist, aber da du hier bist: willst du die Bescherung übernehmen?"

Und nach dem Pfarrer kam der Gutsherr und sagte: „Warum hast du dich nie gemeldet, Christian, wir dachten, du seist nicht mehr hier, das muß anders werden — und gleich muß der Schlitten mit meinem Sohn und deinem Enkel kommen, was sagst du dazu, daß sie im selben Regiment dienen und sogar Stubenkameraden sind?"

Christian sagte nichts. Er verstand wohl auch nur die Hälfte. Und dann war er der Weihnachtsmann inmitten einer anfangs stillen, scheuen und gespannten und bald frohen und ihn umjubelnden Kinderschar. Die Lichter flackerten, und Christian verteilte die Gaben, an den Wänden standen die Eltern der Kinder und sahen auf den alten Mann, der sie schon in dem Alter dieser Kinder gekannt hatte, sahen auch, wie seine Hände zitterten und wie schwer es ihm fiel, die großen Namensaufschriften auf den Geschenken zu lesen, und dachten daran, wie er ihnen vor langer Zeit die Stimmen der Waldvögel erklärt hatte, wie er ihnen Schalmeien geschnitzt und wie er sie als erster auf die Pferde gesetzt hatte . . .

Es war ein langer Schlittenzug, der den alten Christian dann nach Hause brachte, die Pferde schnauften, hell klangen die Schlittenglocken, dumpf die Kirchenglocken, die Stimmen drangen weithin durch die kalte Frostnacht. Sterne glitzerten auf tiefblauem Himmel, auch der Schnee glitzerte und knirschte, vom Turm der alten Dorfkirche verkündete ein Bläserchor: „Friede auf Erden" und im vordersten Schlitten sagte ein junger Soldat:

„Bitte, Großvater Christian, sei nicht böse, daß mein Vater dir nur ein paar Glückwünsche schickte und sonst nichts. Er hat viel zu tun und wußte auch noch nicht, daß ich Weihnachtsurlaub bekomme und daß ich dann unbedingt zu dir kommen würde. Aber er wußte, wie sehr man sich hier um dich kümmert. Und morgen kommt er auch."

„Ach, der Brief" nickte Christian, nachdem er angestrengt, andächtig, aber etwas verständnislos gelauscht hatte. „Ich habe ihn noch nicht gelesen — du weißt, meine Augen. Hier ist er. Er kündet wohl auch nur deinen Besuch an." Seine alten Augen strahlten froh, er beugte sich zu dem jungen Menschen und flüsterte geheimnisvoll: „Hast du gesagt, sie kümmern sich viel um mich? Zuviel, sage ich. Es strengt so an. Es macht müde. Ich bin lieber allein, weißt du, ich bin viel lieber allein und ich kann mir auch noch alles allein machen, ich brauche niemanden."



„Weißt du auch, wer ich bin?"
„Sicher, Papa. Der Weihnachtsmann!"

WERDEN EINES IMPERIUMS

3. Fortsetzung[1].

Die Erkundungsflüge brachten keine besonders wichtigen Ergebnisse; die Kampfflieger hatten in der Nähe von Daro Taclè feindliche Truppen bombardiert. Als die Geschwader von einem starken Gewehrfeuer aufs Korn genommen wurden, antworteten sie durch Beschießung des Gibbi von Adua und der Mulde von Adigrat, wo sie Ansammlungen von Bewaffneten festgestellt hatten.

Es ist bekannt, welche Krämpfe der Entrüstung in den uns feindlichen internationalen Kreisen durch diese Bombardements hervorgerufen wurden. Man sprach von hingeschlachteten Frauen und Kindern. In Wirklichkeit bestanden die Opfer aus einer Frau, einem Jungen und einigen Stück Vieh.

Die Nacht verging völlig ruhig.

Tagsüber trafen die Informationen und Meldungen dank der Flieger mit großer Genauigkeit ein. Hingegen war es nicht leicht, telephonisch und telegraphisch mit den Korpskommandos zu verkehren. Ich hatte sogar Schwierigkeiten, mich mit dem II. Armeekorps, dessen Aktion mir am meisten am Herzen lag, in drahtlose Verbindung zu setzen. Ich führe diese Einzelheit an, denn wer das Kriegshandwerk nicht kennt, kann sich nicht vorstellen, welche Qualen ein Kommandeur leidet, der schon zur Blindheit verurteilt ist und nun auch gleichsam noch taub wird. In der Nacht wurde gemeldet — jedoch nicht von operierenden Truppen —, daß der Amba Auger stark besetzt sei, und daß sich am Kopf des Feres Mai Bewaffnete ansammelten. Dies wurde sofort den drei Armeekorps mitgeteilt.

Die Truppen in den beiden Tiefebenen hatten sich an die empfangenen Befehle gehalten. Im Westen war die fliegende Gruppe bis nach Barai vorgedrungen, ohne auf Widerstand zu stoßen. Im Osten hatten unsere Flieger bei Aura Terù ein feindliches Lager erfolgreich bombardiert.

Am Morgen des 4. Oktober teilte ein Funkspruch des I. Armeekorps mit, daß Teile der „Sabauda" in der Nacht, ohne einen Schuß zu lösen, den Paß von Kerseber besetzt hatten. Von diesem Paß aus beherrschte man die Niederung von Adigrat. Mit seinem Besitz waren wir also auch Herren der Senke.

Der erste Operationstag war gut abgelaufen, und da ich gern meinem Glücksstern vertraue, nahm ich das als gutes Vorzeichen. . . .

. . . Beim Morgengrauen des 6. Oktober nimmt das II. Armeekorps den Vormarsch wieder auf mit dem ausgesprochenen Vorsatz, Adua im Laufe des Tages zu besetzen. Die Hauptkolonne überwindet durch die Vorhut mit Leichtigkeit den schwachen feindlichen Widerstand. An der Rechten wird das Korps von Debra Sina aus bedroht. Das 70. Infanterieregiment und das 18. Eritreische Bataillon, das von Chessad Allà vorrückt, greifen ein.

Um 10.30 Uhr meldet General Ranza, der Kommandeur der III. Flugzeugbrigade, er habe unsere Truppen in Adua einziehen sehen. Gegen 11 Uhr erhalte ich die Bestätigung durch den Kommandeur des II. Armeekorps, und erst dann telegraphierte ich nach Rom.

Vom Amba Sebhat aus, dem gegenüber das 18. Eritreische Bataillon haltgemacht hat, setzte der Feind seine Angriffe fort. Der Kommandeur des Armeekorps sendet dem Bataillon eine Verstärkung, und zwar ein Bataillon des 70. Infanterieregiments und eine Gruppe des 19. Artillerieregiments. Der Feind wird in den ersten Stunden des 8. Oktober angegriffen und vertrieben, wobei er gewaltige Verluste auf dem Kampffelde zurückläßt.

Am Abend des 5. Oktober konnte ich mich mit dem Duce in telephonische Verbindung setzen. Aus seinen Worten entnahm ich, wie sehr man in Italien auf die gute Nachricht gewartet hatte. Wir, die wir so weit von der Heimat entfernt waren und nur alte, abgestandene Zeitungen erhielten, konnten uns keine genaue Vorstellung davon machen, wie die Wiedereroberung von Adua auf das italienische Volk wirken würde. Wir hatten keinen Beifall nötig; es ist jedoch sicher, daß dieser erste Erfolg viel dazu beitrug, die Stimmung der Truppen auf der Höhe zu halten.

Der Duce sandte mir folgendes Telegramm:

„Die Nachricht von der Wiedereroberung Aduas erfüllt die Seele der Italiener mit Stolz. Dir und allen Truppen sei mein höchstes Lob und die Dankbarkeit der Nation ausgesprochen."

Das war für uns der schönste Lohn. Ich teilte den Inhalt des Telegramms sofort den Truppen mit.

Wir hatten nicht das Glück gehabt, auf einen starken Feind zu stoßen, und zwar aus zwei Gründen: Erstens beharrte der Negus auf seinem Plan eines anfänglichen Rückzugs, und Ras Sejum hatte ihm beigestimmt, wenigstens für den Augenblick. Zweitens hatte der Feind, dessen Truppen noch nicht endgültig zusammengezogen und bereit waren, durch die Menge unserer Streitkräfte, unserer Hilfsmittel und durch unser energisches Vorgehen zweifellos einen starken Eindruck empfangen.

Die kleinen Treffen, zu denen es gekommen war, hatten uns jedoch einen ausreichenden Begriff gegeben von der Stärke unserer Abteilungen und von dem Mut, der Disziplin und dem schwungvollen Geist unserer Soldaten.

Unsere Verluste waren sehr gering: die des Feindes bedeutend; auch verlor er an uns einige hundert Gefangene . . .

*

. . . Die erste dringliche Aufgabe in den neu eroberten Stellungen bestand in der Befestigung und Sicherung der seitlichen Verbindungen, um jedem feindlichen Angriff widerstehen zu können. Wir brauchten eine Verbindungsstraße, die uns gestattete, unsere Truppen rasch und sicher von einem Flügel der Front an den anderen zu werfen.

Über den vorläufigen Rückzug des Feindes machten wir uns keine Illusionen. Täglich erhielten wir zuverlässige Nachrichten über feindliche Truppenansammlungen. Was uns im Augenblick am meisten interessierte, war der angekündigte Marsch des Ras Cassa mit einem Heer von angeblich 40 000 Mann nach dem Tigre. Weitere 27 000 Mann sollten sich an der Grenze zwischen dem Schirè und Tigre zur Bewachung der Übergänge des Taccazzè versammelt haben. Die Zahlen waren zweifellos übertrieben, und die Beobachtungen, die wir durch Flieger vornehmen ließen, brachten negative Ergebnisse.

Auch die Tätigkeit des Nachschub- und Verbindungsdienstes mußte sofort gesichert und verbessert werden. Dafür war es unbedingt nötig, die Transportmittel zu vermehren: Kraftwagen sowohl als Lasttiere. Man würde ein eigenes Buch füllen, wenn man schildern wollte, mit welchen akrobatischen Anstrengungen die Intendantur das erreichte. Sicher ist, daß sie mit Hilfe von Verschiebungen, neuen Sendungen und Ankäufen, Bildung von Kamelkolonnen und vielen anderen Maßnahmen doch zum Ziel kam. Die Krise war nicht schwer und dauerte nicht lange.

Nun aber verschlechterten sich durch die Zunahme des Verkehrs die Wege, die wir unter so gewaltigen Anstrengungen ausgebaut hatten, von Tag zu Tag mehr. Bisher hatten die Kraftfahrzeuge darauf immerhin, wenn auch nicht ungefährdet, zu den eroberten Stellungen gelangen können. Wollte man jedoch für die Aufrechterhaltung eines ununterbrochenen Verkehrs nach rückwärts sorgen, so mußten die Wege jetzt unbedingt in geschotterte Straßen verwandelt werden; dabei mußte ihr Verlauf streckenweise völlig geändert werden, besonders an der Strecke nach Adua. Die Arbeiter-Zenturien waren unermüdlich an der Arbeit und wurden unterstützt durch die rasch herbeigeholten Truppen.

Ich hatte die Absicht, die eroberten Stellungen und ihre Besatzungen zu besuchen. Aber ich mußte diesen berechtigten Wunsch einige Tage zurückstellen, weil ich an Coatit gebunden war. Wir mußten uns nämlich unbedingt um die Eingeborenen kümmern, die jetzt unsere Untertanen geworden waren.

Das I. Armeekorps war, wie gesagt, in Agordat mit Zeichen offenkundiger Freude empfangen worden. Im Enticciò wurde unsern Askari kein solcher Empfang zuteil. In Adua war die Stimmung schwankend; aber als Ras Sejum mit einem Haufen Getreuer und dem Abuna[2] geflohen war und die Bevölkerung erfuhr, daß wir den Widerstand von Ramà, Daro Taclè, Debra Sina und Amba Sebhat völlig überwunden hatten, entschloß sie sich, der Klerus an der Spitze, uns ihre Unterwerfung zu bezeigen.

Bei jedem Armeekorps war ein Politisches Büro begründet worden, das dem des Oberkommandos unterstand. Die Kolonialbeamten, die diese Büros leiteten, waren unter den erfahrensten Leuten ausgewählt worden und verstanden es am besten, mit den Eingeborenen umzugehen. Dem II. Armeekorps hatte ich unseren ehemaligen Konsul in Adua zugeteilt. Dieser tüchtige Mann war bis zum Abend des 2. Oktober an seinem Platze geblieben. Nachdem er dann die Archive verbrannt hatte, machte er sich in der Nacht auf den Weg, um das Armeekorps Maravigna zu treffen. Da er ortskundig war und vier treue Diener bei sich hatte, gelang es ihm anfangs, der Wachsamkeit des Feindes zu entgehen. Aber am 3. Oktober stieß er gegen Mittag auf abessinische Bewaffnete, die ihn festnahmen und zurückschleppten. Am 5. Oktober, nach dem Rückzug des Ras Sejum, erreichte er jedoch endlich sein Ziel. Da er mit den Verhältnissen und Personen vertraut war, konnte er dem Kommandeur des II. Armeekorps eine große Hilfe sein.

Bald begann sowohl in Adigrat wie in Adua die Bevölkerung auf das Politische Büro zu laufen. Die meisten Leute wollten sich über Schaden beschweren, den die Truppen verursacht hatten; andere wollten damit prahlen, daß sie sich um unsere Regierung Verdienste erworben hätten, viele wollten auch um Hilfe bitten. Wir mußten Reichtum zur Schau stellen, schon um die Gerüchte zu entkräften, daß wir die Bevölkerung aussaugen würden, um den Krieg fortsetzen zu können. Diese Verleumdung wurde namentlich von englischer Seite ausgestreut.

Der Regierungschef hatte mir auf diesem Gebiete freie Hand gelassen. Ich hatte ihm schon früher mitgeteilt, daß ich Mario-Theresien-Taler brauchte, die einzige in Abessinien geschätzte Münze, die aber fast ganz aus dem Umlauf verschwunden war. Rom hatte den

[1] Dieser Auszug ist dem Werke „Die Vorbereitungen und die ersten Operationen zur Eroberung Abessiniens" von Marschall De Bono (deutsche Buchausgabe im Verlag C. H. Beck, München) entnommen.

[2] Abuna — Titel des Hauptes der Abessinischen Kirche.

Stempel zur Prägung der echten Maria-Theresien-Taler aus Wien erworben. (Ich erwähne das, weil wir meines Wissens im Jahre 1890 ohne diesen echten Stempel Taler geprägt hatten, die aber von den Eingeborenen nicht angenommen wurden.)

Von den neuen Talern wurde mir in mehreren Sendungen eine Million zugeschickt. Sie waren schön und glänzend und wurden von der Bevölkerung zuerst mit einigem Mißtrauen betrachtet, dann aber mit Gier entgegengenommen. Es sei bemerkt, daß der Wert des Talers bis auf 11 Lire stieg.

Obgleich in dem Gebiet, das wir besetzt hatten, die Natur den gleichen Charakter zeigte wie in Eritrea, so schien das Land doch viel fruchtbarer zu sein. Die Ernten waren hier üppig, und besonders die Täler waren intensiv angebaut. Dieses „intensiv" muß relativ verstanden werden. Man darf Abessinien natürlich nicht mit unserer Poebene vergleichen.

Es war auch ein großer Viehreichtum vorhanden, obgleich man aus Furcht vor unseren Requisitionen sehr viel Vieh nach dem Süden fortgetrieben hatte.

Als erstes mußten wir daran denken, das Gebiet zu annektieren und unsere absolute Souveränität darüber zu erklären. Ich tat dies, indem ich folgenden Aufruf erließ. (Natürlich mußte er von Adua, der einstigen Hauptstadt des Tigre, ausgehen; nur aus diesem Grunde trägt er das Datum des 14. Oktober, an dem ich meinen Einzug in die Stadt hielt.)

Der Oberbefehlshaber der italienischen Streitkräfte in Ostafrika.

Verordnung zur Regierungsübernahme jenseits der Grenze.

Im Namen S. M. des Königs von Italien übernehme ich die Regierung des Landes.

Von heute ab seid ihr, Bewohner des Tigre und des Agame, italienische Untertanen und steht unter dem Schutz der italienischen Fahne.

Die Dorfältesten verbleiben im Amte und sind für die Ordnung und Disziplin ihres Gebietes verantwortlich.

Sie haben sich, zugleich mit dem Klerus der Pfarrkirche, der nächsten Militärbehörde vorzustellen, um ihre Unterwerfung zu vollziehen.

Alle diejenigen, die sich nicht innerhalb der nächsten 10 Tage vorstellen, werden als Feinde angesehen und behandelt.

Die Meslenié und alle sonstigen Würdenträger und Amtspersonen haben sich vorzustellen, um Befehle entgegenzunehmen.

Alle Geschädigten mögen sich bei meinen Generälen melden. Es wird ihnen Gerechtigkeit widerfahren.

Tribut wird nicht erhoben: ist eine Tributerhebung etwa gerade im Gange, so wird sie abgebrochen.

Marktabgaben, Brücken- und Wegegeld sowie Zölle werden abgeschafft.

Händler, handelt! Bauern, baut an!

Gegeben in Adua am 14. Oktober 1935/XIII. (3. tekemt 1928 A. M.)

General Emilio de Bono

Der Regierungschef teilte mir mit, daß er die Abschaffung der Sklaverei in den neuen Gebieten für zweckmäßig hielte. Es versteht sich, daß dies ein Punkt unseres Programms war; also veröffentlichte ich sofort eine neue Verordnung. Aus den schon genannten Gründen wurde auch diese von Adua aus datiert.

Oberkommando
Ostafrika

Verordnung zur Aufhebung der Sklaverei im Tigre

Bewohner des Tigre: Hört an!

Ihr wißt, daß Freiheit herrscht, wo die italienische Fahne weht!

Deshalb wird in eurem Lande die Sklaverei in jedweder Form aufgehoben.

Die Sklaven, die es gegenwärtig im Tigre gibt, sind frei, und der Kauf und Verkauf von Sklaven wird verboten.

Wer den Bestimmungen dieser Verordnung zuwiderhandelt, wird als Übertreter der Regierungsbefehle aufs strengste bestraft.

Gegeben in Adua am 14. Oktober 1935/XIII. (3. tekemt 1928)

General Emilio de Bono

Es war nicht leicht zu berechnen, wie viele Sklaven es im ganzen Gebiet gab. In Rom wünschte man mit Recht ihre Anzahl zu erfahren, um dem Auslande einen weiteren Beweis unseres Verhaltens in den eroberten Gebieten geben zu können. Es wäre mir ein leichtes gewesen, eine ergreifende Zahl hinzuwerfen, die kein Mensch hätte kontrollieren können: aber solche Methoden widerstreben meinem Charakter und meiner Denkungsart aufs äußerste. Ich habe überhaupt nie verstanden, wieso es manchmal angebracht sein könnte, Tatsachen und Angaben aufzubauschen.

Es war unmöglich, von der Bevölkerung zuverlässige Zahlen herauszubekommen: weder von den klügeren der Eingeborenen, noch vom Klerus oder von den Häuptlingen. Eine Standesperson glaubte mir dadurch ein Vergnügen zu machen, daß sie mir treuherzig sagte, die Anzahl der Sklaven betrüge nicht weniger als 50 000. Übrigens hatte die Sklaverei auch ihre Abstufungen. Der „Sklave" im römischen Sinn des Wortes war unbekannt. Die weiblichen Sklavinnen waren im allgemeinen Vergnügungsware; die Männer waren Dienstboten oder an die Scholle gebundene „Leibeigene".

Einige genauere Angaben erhielt ich vom Prior der Lazaristenmission in Adigrat, der mir sofort seine Aufwartung machte. Die Ergebnisse waren aus verschiedenen Quellen gesammelt und nach Möglichkeit kontrolliert; sie besagten, daß die Zahl der Sklaven aller Arten und Gattungen sich auf 15—16 000 belief.

Der reinen Wahrheit zuliebe muß ich bemerken, daß unsere Verfügung auf die Sklavenhalter keine große Wirkung ausübte, und vielleicht noch weniger auf die befreiten Sklaven selbst. Viele von diesen Freigelassenen erschienen bei unseren Behörden mit der Frage: „Und wer wird uns denn jetzt zu essen geben?" . .

. . Am Morgen des 10. Oktober teilte General Santini mir mit, er habe erfahren, daß Ras Gugsà mit seinen Leuten auf unsere Seite übergehen wolle, und erbat hierfür meine Instruktionen.

Ich antwortete, er möge den Gugsà aufnehmen, dessen Bewaffnete weit hinter unsere Linien zurückschicken und sorgfältig bewachen lassen. Gegen Mittag desselben Tages bestätigten die Flieger, daß eine lange, gut geordnete Kolonne, gefolgt von zahlreichen Lasttieren, von Makallè gegen Adigrat marschiere und sich etwa auf halbem Wege zwischen den beiden Orten befände.



Reguläre italienische Infanterie auf dem Vormarsch nach Adua

Aufnahme: Presse-Bild-Zentrale

Am Morgen des 11. Oktober kam die Kolonne in Sichtweite unserer Vorposten bei Endagà Hamus.

Um 16 Uhr teilte mir ein Funkspruch des Kommandeurs des I. Armeekorps mit, daß Hailè Selassiè Gugsà mit etwa 1200 Gewehrträgern und 8 guten Maschinengewehren in Adigrat angelangt sei.

Ich gab die Nachricht nach Rom weiter, wo sie freudig aufgenommen wurde; aber man tat unrecht daran, sie aufzubauschen, indem man aus den 1200 Soldaten des Gugsà 10 000 machte.

Ich telegraphierte an General Santini, er möge den Gugsà bitten, sich am folgenden Tage bei mir vorzustellen. Der Gugsà traf auch wirklich am 12. Oktober gegen 11 Uhr in Coatit ein.

Ich empfing ihn in meiner Baracke. Er versicherte mir seine Ergebenheit und gab mir einige Aufschlüsse über die Lage. Er sagte, daß eigentlich niemand in Abessinien Lust zum Kriege habe. Wenn der Negus sich dazu entschlossen habe, so sei er von den britischen Agenten angestachelt worden, die ihm versichert hätten, wir könnten das Unternehmen unmöglich zu Ende führen.

Er bestand auf einer sofortigen Besetzung von Makallè und behauptete, daß wir dort völlig sicher wären.

Ich äußerte mich nicht dazu und sagte, ich wollte meine Entscheidung nach meinem bevorstehenden Besuch in Adigrat treffen.

Dann fragte ich ihn, welchen Eindruck unsere Truppen auf ihn gemacht hätten. „Von großer Stärke", antwortete er. Aber am meisten staunte er über die neugeschaffenen Straßen (von denen er nur einen armseligen Teil gesehen hatte) und noch mehr über die Menge der Kraftfahrzeuge. Und dabei hatten wir soviel mehr davon nötig!

Er war sehr besorgt um den Unterhalt seiner Leute. Ich beruhigte ihn hierüber und gab ihm zu verstehen, daß auch er eine großzügige Belohnung erhalten würde.

Dann fragte ich ihn wie aus der Pistole geschossen: „Aber können Sie denn Ihren Leuten vollständig trauen?" Es ist schwierig, in dem Mienenspiel eines Schwarzen zu lesen, ich hatte jedoch das Gefühl, daß sich in seinem Gesicht einige Zweifel ausdrückten. In der Tat gab er mir keine bejahende Antwort. Er machte nur eine Bewegung mit dem Kopf und fügte hinzu: „Wie ich schon sagte, es wäre gut, so rasch wie möglich nach Makallè zu gehen!"

Ich behielt ihn zum Frühstück bei mir. Da er den Wunsch ausgesprochen hatte, Asmara zu besichtigen und einige Einkäufe zu machen, ließ ich ihn dorthin begleiten und im Gasthaus unterbringen. Ich wünschte jedoch, daß er sich nicht länger als einen Tag dort aufhielte, sondern gleich nach Adigrat zurückkehrte. Ich fühlte mich ruhiger, wenn ich ihn unter unmittelbarer Aufsicht wußte.

Am 12. Oktober beschloß ich, tags darauf nach Adua zu fahren, mich sodann nach Adigrat zu begeben und zuletzt das Enticciò zu besichtigen.

*

. . . Die Feierlichkeiten waren für den folgenden Morgen angesetzt. Ich wollte den Nachmittag jedoch nicht müßig verbringen und benutzte ihn, um die von unseren Truppen bezogenen Stellungen zu besichtigen. Auch wollte ich den Entwurf des befestigten Platzes prüfen, der auf meinen Befehl hin für die Senke von Adua angelegt werden sollte, um die Besatzung des Ortes so bald wie möglich zu verringern und mehr Truppen für die Operationen verfügbar zu haben.

Die Senke von Adua eignet sich sehr gut als Verteidigungsstellung; von den Bergen ringsum beherrscht man nach allen Seiten das Gebiet, und von der Senke führen bequeme Ausgänge in alle Richtungen.

Der schwächste Teil liegt im Westen, wo man über Arum nach dem Schirè gelangt. Dies war die gefährlichste Seite, und ich empfahl sie General Maravigna unter den nötigen Instruktionen aufs angelegentlichste.

(Fortsetzung folgt.)

Überall, wo Raucher zusammenkommen, sollten diese Vorratsdosen bereitstehen. Sie sind nicht nur ein Schmuck für Tisch und Tafel, sondern auch ein Kennzeichen dafür, dass derjenige etwas vom Rauchen versteht, der Zigaretten aus solchen Dosen anbietet. Denn diese Packungen haben einen dauernd wirksamen Frischhalte-Verschluss; das flüchtige Aroma des Orient-Tabaks kann also nicht verloren gehen.

50 GÜLDENRING RM 2.–
48 OVERSTOLZ RM 2.–
48 RAVENKLAU RM 2.40



In der Hölle von Toledo

VON ROLAND E. STRUNK

5. Fortsetzung

In der Nacht von Montag auf Dienstag rasselte unten beim Spital das Feuer ohne Pause. Am Dienstag brachten die Madrider ihre Artillerie in Stellung und schossen, was das Zeug hielt. Sie zertrümmerten das Hospiz mit Granaten. Der Vilalba sah am zweiten Tag, daß er sich nicht halten könne. Er hatte noch dreißig Mann und fünf Offiziere. Er gab am hellichten Tag den Rückzugsbefehl und ging mit seinen Leuten, ohne einen Mann Verlust zu haben, durch die Puerta Christo de la Luz und dann durch die engen Gäßchen um den Zocodover herum auf den Alkazar zurück. Die rote Miliz, der Madrider Pöbel, bemerkte erst am Abend, daß das Hospiz geräumt sei. Sie kamen, als es finster wurde, nachgedrängt, sie drangen erst dann in die Stadt ein. Wir merkten es, weil unten in den Gassen in dieser Dienstagnacht die Schießerei begann, da unten füsilierten die Roten. Sie bauten ihre Barrikaden, sie krochen mit ihren Maschinengewehren in die Fenster und Dächer der umliegenden Häuser Die eigentliche Belagerung begann!"

„Wissen Sie — erst dann, erst in dieser Nacht kam es uns zum Bewußtsein, daß nun ein Kampf auf Leben und Tod begann. Bis dahin hatten wir nicht recht daran geglaubt. Mit Soldaten — ja, das ist etwas anderes. Aber als die Madrider Infanterie wieder abzog und nur das rote Gesindel blieb, als wir am anderen Morgen aus unseren verbarrikadierten Fenstern heraussahen und die Pakos ihr Feuer begannen — da war es uns klar, was nun kam. Und dann — Franco, die Sevillaner waren nicht gekommen. Da stimmte etwas nicht! Wir wußten, daß die Roten nicht so in Stellung gehen würden, wenn sie nicht wüßten, daß da aus Norden und Westen nichts geschehen könne, daß sie Zeit hatten, uns abzuwürgen! Nun wurde es ernst! Nun begannen wir uns richtig zu verschanzen. Jedes Fenster wurde eine Festung, Moscardo rationierte die Verpflegung, Wasser gab's einen Liter per Kopf und Tag, Kaffee und Zucker waren bereits nach zwei Tagen alle! Vier Pferde pro Tag waren zum Schlachten bestimmt — Sie sehen, wir rechneten immer noch mit Entsatz! Da unten — Sie werden das morgen sehen — gab's ein Magazin mit achtzig Waggons Getreide! Das hielten wir besetzt. Reis mengten wir mit Getreide, das war unser erstes Brot, es war noch sehr anständig. Später gab's harte, dunkle Brotziegel mit Häcksel. Das Getreidemagazin war ein Bankdepot, verstehen Sie? Eine Bank hatte die Bauern bevorschußt und das Getreide lag als Pfand, wie man so nennt, gespeichert. Wir haben es beschlagnahmt, es war unsere Rettung! Wir haben viel Blut verloren, um dieses Getreide zu halten!"

Über der weiten Vega, die sich in flachen Wellen nach Osten dehnt, stand plötzlich eine feine silberne Helle, die rasch an Stärke gewann. Es schien als spännen Lichtnebel ein Netz über diese Landschaft des verstummten Todes

Dann stieg rasch die volle Scheibe des Mondes empor

Es war wie ein Theatereffekt, unwirklich und gewollt. Die zinnengekrönten Ruinen des Castillo de San Servando drüben am anderen Uferhang sahen aus wie Kulissen, davor krümmte sich der Tajo zwischen den noch dunklen Hängen wie flüssiges Blei, überspannt von den klobigen Quadern der Alkantarabrücke.

Eins nach dem anderen riß das Mondlicht Dächer, Firste und Kirchenkuppeln aus dem verworrenen Dunkel der Stadt. Die Ebene, ausgeleuchtet vom intensiven Schein des riesigen Gestirns zeigte Gärten und ahorngesäumte Landstraßen, abgeschlossen vom dunklen Halbring der Toledoberge, auf denen noch immer die Rochos saßen und mit ihrem langsamen Schützenfeuer hallendes Echo in der Tajoschlucht weckten

Die Ostfassade hinter uns, dieses bis zur Unkenntlichkeit zertrümmerte hohe Mauerwerk des Alkazars lag nun im vollen Licht des Mondes. In dieser tragischen Wand, die wie ein senkrechter Felshang in den Himmel stieg, standen die dunklen Wunden der zerspellten Fenster, der Volltreffer. Vor uns senkte sich das Trümmerfeld jäh abwärts, hinter nackten, blattlosen Baumwipfeln hob sich die Silhouette des Hospitals de la Santa Cruz, links davon die Ruinen der Häuser um den Zocodover, tief unten im Norden — hinter der Vorstadt Antequeruella das Hospitalkloster San Juan Bautista mit dem hellen Band der Madrider Landstraße.

Dorthin zeigte nun der Major.

„Sehen Sie das Hospiz? Dort verteidigte sich anfangs die Guardia Civil. Jetzt quartieren wir in den weiten Höfen des Klosters Truppen ein, bevor sie zur Front gehen —, sehen Sie sich morgen das Gebäude an, es ist der Mühe wert. Dahinter — der dunkle Rundbau —, das ist die Plaza de Toro, die Stierkampfarena von Toledo. Dort brachten die Roten ihr erstes Geschütz in Stellung. Es war ein 155er — später kamen dann noch fünf andere dazu, zwei am Campamiento und drei am Pinedo. Sie schossen sofort auf die Nordfassade, sehen Sie — da links von uns. Diese Nordfassade stand wie ein marmorner Berg über der Stadt, hoch und frei. Man sah diese Front des Alkazars schon von weitem, wenn man aus Madrid kam. Ein tadelloses Ziel! Heute sehen Sie davon überhaupt nichts mehr, die Nordfront litt am schwersten, vom ersten Tag an ging Schuß auf Schuß hinein. Davor lag die Nordterrasse, mit breiten Anlagen, wundervollen Skulpturen. Das ist alles zugedeckt von Trümmern die ganze Front rutschte darüber weg. Sie werden das am Tage sehen."

Der Major stand auf.

„Kommen Sie, ich zeige Ihnen die Stellungen der Rochos, so wie sie waren, als die Belagerung begann, als die Roten in den ersten Nächten schon teilweise bis auf dreißig Meter heran waren.

Wir gingen vorsichtig um den Minentrichter herum. An seinem Rand stand auf verkohlten Rädern das Gerippe eines Personenautos. Aus dem Trichter, der mit gleichmäßig schrägen Wänden gut an die zwanzig Meter abstürzte, quoll Verwesungsgeruch.

Im Schutt der durch die furchtbare Explosion abgerutschten Wand klaffte ein mannshohes Loch, die darüber hängenden Trümmer durch verbogenes Gestänge haltend. Sandsäcke in seinem Eingang zeigten, daß auch diese Stelle, diese kleine Wunde im Körper der totgeschlagenen Burg, diese Einzelheit im Chaos der unsagbaren Zerstörung gehalten, umkämpft, verteidigt worden war.

Wir krochen über die Säcke, stiegen hinter dem Lichtkegel der Lampe in den Bauch der Verwüstung. Zerschlagene Keller öffneten dahinter ihre mit Unrat und toter Stille erfüllte Verlassenheit.

Bettgestelle, Kleiderfetzen, fußhoch ausgeschossene Patronenhülsen.

Wir ließen das Schwimmbad links, bogen rechts ab.

Stufen, das heißt abschüssiger Weg mit Spuren von Stufen, die im Sturm der Geschosse verwehten. Endlos schienen diese Katakomben mit ihren meterdicken Wänden. Ich entsann mich meines ersten Gespräches mit General Franco. Es war in Sevilla gewesen, gleich nach meiner Ankunft in Spanien. Wir hatten vom Alkazar gesprochen, von den Aussichten der Verteidiger, sich gegen eine Übermacht zu halten und der General, der den Alkazar aus seiner Jugend kannte, der jahrelang in dieser Burg gelebt hatte, sah mit seinen großen, ein wenig melancholischen Augen an mir vorbei in die Ferne und sagte:

„Sie wollen den Alkazar mit Minen sprengen!? Das ist Unsinn! So kommen sie nicht zum Ziel, die Rochos — wer die Keller des Alkazars kennt, diese tiefen, im Granit des Burghügels ruhenden Keller, der weiß, daß man sich dort unten noch wochenlang halten kann, auch wenn oben schon alles in Trümmern liegt!"

Nun gingen wir durch diese Keller. Hier unten war man wie in einem tiefen Bergwerk, das mit Stollen und Gängen im Granit des Berges verborgen lag, oben stürzten tausende Tonnen Mauerwerk, Türme und Dachfirste häuften sich in gigantischen Trümmerhügeln über dieser unterirdischen Welt und machten sie nur unzugänglicher. Und dennoch mußte es furchtbar gewesen sein, beklemmend hier unten in Finsternis und Qualm zu leben, während oben Namenloses geschah, während die Stöße der Explosionen die Grundfesten dieser Burg erschütterten und alles begruben, was hier unten lebte

Wir bogen um eine Ecke.

Ich ahnte, daß wir nun unter der Nordfront gingen. Hier hatte die Gewalt der Mine tief herabgegriffen, die Wände des Kellers bauchten sich einwärts, die Decke war teilweise eingestürzt, mannshohes Trümmerwerk sperrte den Weg.

Dann roch es plötzlich nach Stall. Warmer, ätzender Geruch von Pferden. Ketten rasselten leise, Schatten bewegten sich im dampfenden Licht der Lampe. Der Major blieb stehen und leuchtete eine Gruppe Maultiere an. Die Köpfe der Tiere hoben sich, mit spielenden Ohren äugten sie zu uns herüber, magere, langhaarige Mulis. Dahinter ein Pferd.

„Die letzten fünf —", sagte Lecanda. „Das da drüben ist ein berühmtes Sprungpferd, ein Vollblut, man sieht es ihm jetzt nicht mehr an. Wissen Sie, das Tier hätte nach Berlin sollen — zu den Olympischen Spielen —, aber es kam anders. Wir haben es bis zuletzt geschont. Wir wollten es nicht schlachten. Nun ist es gerettet, die Mulis auch. Veteranen!"

Er klopfte den Hals der Stute.

Wir gingen weiter.

Im Mauerwerk steckte ein dreikantiges Blech. Der Major zündete ein Streichholz an und legte es in die offene Schale des Dreikants. Eine schwache, rußende Flamme warf ein schwaches Licht an die Wand, wurde allmählich größer, beleuchtete die Mauern und uns mit einem unwirklichen Licht.

„Das war unsere Beleuchtung — wir haben diese Lampen aus dem Blech der Kisten geschnitten, in denen man uns Verpflegung aus den Flugzeugen herabwarf. Dann füllten wir das Zeug mit Pferdefett — es brannte, wie Sie sehen!"

Lecanda zog die seltsame Lampe aus dem Mauerritz, löschte die Flamme und überreichte mir das Zeug.

„Ein kleines Andenken —", sagte er, „sie hat viel gesehen, diese Lampe. — Viel Elend, Tod und Schrecken! In diesem Licht haben unsere Ärzte operiert."

„Operiert?"

Lecanda öffnete eine Türe.

„Jawohl! Hier — das war der Operationssaal —, später machten wir hier unsere Kapelle für den Gottesdienst. Wir hatten zwar keinen Geistlichen — ein Rittmeister las die Messe. Hier brachten wir unsere Verwundeten herunter, die Leute mit den Bauch- und Kopfschüssen, hier unten arbeiteten unsere Ärzte. Da war der Regimentsarzt Lozano — er war Spezialist für Hautkrankheiten und hatte nur einen Arm. Dann war zufällig noch der Majorarzt Pelago hier, der war Augenarzt in Madrid gewesen. Die beiden operierten. Sie hatten kein Chloroform —, das müssen Sie wissen! Sie hatten nie chirurgisch gearbeitet, vielleicht als Studenten mal, ja — aber später nicht mehr Und nun mußten sie Beine und Arme amputieren, Schädeltrepanationen machen und Bauchschüsse behandeln. Nach zwei Wochen waren die Messer stumpf, wir schliffen die Instrumente auf Marmortrümmern. Wenn einer nicht mehr konnte vor Schmerz, dann bekam er zwei Glas Wein — oder wir holten eine der Frauen herein, die mußte dabei stehen und dann schämten sich die Leute und schrien nicht mehr so. Die Amputationen, die gelangen alle, auch andere Sachen, nur die Bauchschüsse und die Schädeloperationen, die gingen fatal aus. Da endete die Kunst der Ärzte. Ja — ja, dieser Raum hier hat viel Elend gesehen."

Ich sah mich um in diesem Keller. Eine Kurzwand war ausgefüllt mit einem primitiven Altar, einem Tisch, bedeckt von einer zerschlissenen Seidendecke, darauf — flankiert von zwei Kerzen — eine Madonnenstatue. Früher war hier der Gemüsekeller der Akademie gewesen, Lagerraum für Kartoffeln und Reis. Ein abgeschrägtes, vergittertes Rundfenster, jetzt verrammelt mit den Trümmern der Nordfassade, führte nach oben.

Wir gingen längs der Westfront südwärts durch breiter werdende Kasematten, vorbei an eingestürzten Stiegen, umgelegten Gittern, stiegen eine Treppe empor und standen wieder im Erdgeschoß oder besser gesagt dort, wo früher das Erdgeschoß gewesen war

Man fühlte wieder die kühle Nachtluft.

Wir gingen an dem schlafenden Guardia Civil vorbei, die Treppe Karls V. hoch, kletterten durch das Trümmerwerk ins Patio. Über uns glitzerten die Sterne, das Mondlicht — nun voll und stark — füllte jede Ecke dieses toten Hofes.

Im Waffensaal war das Feuer heruntergebrannt, die Wachen saßen, die Gewehre zwischen den Knien, in den zerbrochenen Fauteuils.

(Fortsetzung folgt.)

Weihnacht in anderen Ländern

Während sich im deutschen Volksleben dank unserer Wiederbesinnung auf die Grundlagen der Volksgemeinschaft eine weitere Vertiefung in die Gedanken der Weihnacht erweist, sind die letzten Jahrzehnte auf die Einstellung der anderen Völker fast ausnahmslos ohne Einwirkung geblieben. Wie diese Völker ihrer Art oder Beeinflussung gemäß Weihnachten feiern, wird hier verzeichnet, ohne daß damit der Anspruch auf eine vollständige Erfassung der Weihnachtssitten und -bräuche erhoben würde.

England

gibt seiner Weihnacht einen ganz anderen Sinn als wir. Es hat seine „Christmas", bei der es sehr nüchtern und — dem Engländer in allem gleich — mehr geschäftsmäßig zugeht. Das Schönste: der Heilige Abend, wie bei uns, fehlt. Der Sender überbringt wohl ein „Weihnachtsprogramm" aus Bethlehem und Glockengeläute aus Winchester, London usw. Der Lichterbaum spielt in diesem Inselreich keine so große Rolle wie in den deutschen Gauen. Man sieht ihn nur selten, und was die englische Weihnacht an deutscher Form hat, ist von den deutschen Vettern „importiert". In den Familien ist die Mistel traditionell; unter ihr küssen sich die Paare.

Der Hl. Abend ist nur ein „Vorakt", das eigentliche Fest beginnt am Morgen des 25. Dezember. Dann erhalten die Kinder ihre am Vorabend ausgehängten Strümpfe, die „Santa Claus" mit allerlei Gaben gefüllt hat. Geschenke, auch für die Erwachsenen, sind nicht offen aufgebaut, sondern werden erst unter freudiger Spannung ausgepackt.

Die englische Weihnacht hat nichts von der innerlich tiefen und religiösen Weihe unseres Festes, sie ist mehr weltlichen Charakters, mit Einladungen, Bällen und allerlei Mummenschanz wie im Karneval. „Gut essen und trinken" ist dabei die Hauptsache; statt Gans und Karpfen gibt's Puter und als Glanznummer den aus 35 Teilen bestehenden und mit Rum übergossenen „Plumpudding", der brennend aufgetragen wird.

Am 1. Weihnachtstag erfolgt zwischen den sämtlichen Hauptstädten des großen Britenreiches ein Austausch von Rundfunkglückwünschen, und dann hält der König eine Rundfunkansprache an seine Völker.

Der zweite Feiertag ist der „Boxing Day". Die Kinder dürfen sich Märchenspiele ansehen, die Erwachsenen haben ihre — Kostümbälle.

Erfreulich ist, daß seit 1933 das Weihnachtsfest der Londoner Deutschen sich beträchtlich schöner und ganz besonders edler ausgebaut und damit eine Verstärkung des Heimatgefühles und ein noch engeres Zusammenhalten geschaffen hat. Und — wohlgemerkt — des Festes Gesamterlös geht restlos an das deutsche Winterhilfswerk.

Recht schöne und — ausdauernde Weihnacht findet man in

Skandinavien.

Eigenartig in seinem Gebrauch und seinem Sinn ist der schon am 1. Advent in

Norwegen

gepflanzte Christbaum.

Die letzte Erntegabe, und zwar eine Hafergarbe, wird auf einen Wintermaien gestützt, der auf einem — Düngerhaufen steht, damit des Immergrüns Segenskraft auf das Getreide sich übertrage. Die Körner dieser Garbe werden nämlich der nächsten Aussaat wieder beigefügt.

Und so wird diese nordische „Mitwinterfeier" zu einem Fruchtbarkeitsfest, wobei die Keimkraft der Ackerfrucht ihre Verkörperung in jener letzten Garbe findet und man sich Gedeihen und Fruchtbarkeit für die kommende Ernte sichern will.

Jeden Tag — vom 1. Advent ab — wird an dem Julbaum ein Licht angebracht und darunter eine der alttestamentlichen Verheißungen; an Weihnacht kommt das letzte Licht an den Baum.

Während dieser Zeit herrscht die weitgehendste Gastfreundschaft, auch der Tiere gedenkt man in fürsorgender Liebe.

Schon am Morgen des Hl. Abends begrüßt man sich mit „Good Jul!" im festlich mit Grün geschmückten Haus, vor dessen Türe frische Tannenzweige liegen.

Nachmittags ist für alle Familienangehörige und Gäste das „Kesseltunken": Brotscheiben werden in einen Kessel mit heißer Schinkenbrühe getaucht und verzehrt. Dann aber folgt das große Mahl mit den verschiedenen Landes-Leibgerichten. Ist dies beendet, so kommt als Schönstes das Anzünden des Baumes, und unter Poltern und Lärmen kommt der „Jultomte", hält seine lustige Rede mit allerlei Späßen und Neckereien und schüttet dann seine Gaben aus dem Sack. Musik, Gesang und Tanz verschönern den Abend, und alle singen: „Nu är det Jul igen" — und es ist wieder Weihnachten.

Vom andern Tag ab folgen Fest auf Fest, wobei das Baumplündern das Liebste für die Kinder ist.

Und erst am 13. Januar sind nach 20tägiger Dauer die „schönen Tage von Aranjuez" vorbei; jetzt heißt es: „Am 20. Tage, Knut, da tanzt man Weihnachten ut!"

In

Schweden

sitzen die Kinder am Hl. Abend erwartungsvoll im gemütlich-heimeligen Wohnzimmer, bis sich die Türe des Nebenzimmers öffnet und der strahlende Lichterbaum in seiner bunten Pracht sichtbar wird. Die Bescherung beginnt. Aus einem großen Korb werden die festverschnürten und versiegelten Paketchen hervorgeholt, die darauf stehenden Verse und Namen verlesen und den zu Beschenkenden gereicht. So schnell als möglich wird geöffnet und der Inhalt mit Jubel begrüßt. Dann tanzt alles, jung und alt, singend um den Julbaum.

Auf dem schneeweiß gedeckten Jultisch wartet das Festmahl: ein mächtiger Schinken, Reisbrei und Würste in der dampfenden Schüssel. Als Hauptgericht aber steht auf jedem Schwedentisch der „Lutfisk" (Lut-Lauge).

Und dann kommt der „Glög" der Festtrunk: brennender Alkohol mit Rosinen, Feigen, Nüssen und darüber geschmolzenem Zucker. Beim brennenden Lichterbaum läßt man sich ihn schmecken . . die Kinder spielen, und Erzählungen aus der Zeit der Vorfahren, wobei die Sage der Lichterjungfrau Lucia, die einst von Haus zu Haus den Jultrunk reichte, nicht fehlen darf, helfen den Abend verschönend zu verkürzen.

Am andern Morgen in aller Frühe fährt man auf schellenklingenden Schlitten und mit brennenden Fackeln zur Kirche, und überall sieht man an den Fenstern, bei arm und reich, brennende Kerzen.

Sonst gleicht in Schweden das Weihnachts-Julfest im allgemeinen dem in seinem Nachbarstaat Norwegen.

Frankreich.

St. Nikolaus und einen allgemeinen Weihnachtsbaum gibt es nicht, höchstens in den Familien, die aus dem Elsaß stammen, also — deutschen Ursprungs sind. Wohl hat sich vor noch nicht gar langer Zeit der Christbaum auch — von der Bretagne aus — im Lande eingeführt, aber für die Erwachsenen weniger von Bedeutung und, da mit allerlei Leckereien und Spielsachen behängt, mehr für die Kinder, die dabei ihr Tannenbaumlied „Mon bon sapin" und das nach unserem Weihnachtslied bearbeitete „La belle nuit" singen. Und ihre Schuhe stellen die Kleinen doch auch vor den Kamin, schreiben an den „Petit Jésus" ihre Wunschzettel, und am andern Morgen haben sie je nachdem ihre Gaben. Übrigens ist die eigentliche Bescherung erst an Silvester.

Punkt 12 Uhr am Hl. Abend beginnt die wunderbare musikalische Vorträge bietende Mitternachtsmesse, an die sich zu Hause ein Festschmaus mit Spiel und Gesang anschließt; Austern und Gänseleber haben den Ehrenplatz auf der Speisekarte.

Eigentlich finden schon wochenlang vorher in allen Lokalen, vom kleinsten bis feinsten, die „Réveillons" (Weihnachtsfeste) statt; sie gleichen den „Silvester-Rummels" in unseren Großstädten; der fein empfindende Franzose mag sie nicht; er bleibt daheim oder besucht das Theater.

Diese Festnächte, bei denen der Sekt „in Strömen fließt", sind recht kostspielig. Mitten im Toben, Lärmen und Tanzen kommt plötzlich der „Père Noël" und hält seine „Strafpredigt". Dann teilt er seine Gaben aus und erhält dafür seinen „Obolus".

Das Haupt- und Familienfest ist der erste Weihnachtstag, der ebenfalls ein Festmahl bringt. Teilweise findet man die englische Mistelzweig-Sitte. „In Deutschland" — sagte einmal eine Französin — „gibt es nur ein Weihnachtsfest, in Frankreich findet man in jeder Provinz andere Weihnachtsbräuche." Und das ist in der Tat so!

In der vorletzten Dezemberwoche bringen die Züge unzählige „Vergnügungsreisende" in die verschiedenen Gegenden Frankreichs, wo man begeistert die herrliche „Nuit de Noël" genießt, so an der Riviera, in Nizza, Marseille, Toulon. In Aix bringen die Weihnachtsfeste besondere mittelalterliche Tonkunst und Aufführungen alter Legenden.

Überall aber der reinste Fasching, bei dem man trotzdem die — Mitternachtsmesse nicht vergißt.

Echt deutsch ist die Weihnacht in unserem ehemaligen Reichsland Elsaß-Lothringen, besonders im

Elsaß.

Unser Nikolaus heißt dort „Hanstrapp" oder Biggesel". In alter Zeit trat ein Straßburger Geistlicher — Gailer von Kaisersberg — gegen die Sitte auf, das christliche Fest wie die „Heiden" zu feiern: „. . . etlich mit tanzen und springen, ander mit stechen, ander mit danreiß in die stube legen, ander mit bechten . . ." usw

Aus jener Gewohnheit aber (Tannengrün) entstand wohl mit der Zeit wieder unser Weihnachtsbaum, dessen zweite Heimat demnach das Elsaß sein mag.

Was auch beweist, daß des Christbaums erste Beschreibung ebenfalls von einem Straßburger (1604) stammt. Bereits damals stellte man einen „dannenbaum" mit Rosen aus buntem Papier, Oblaten, Äpfeln, „Zischgelb" und Zucker in einem „viereckn ramen" auf, und noch fast hundert Jahre frühere Schlettstadter Urkunden erwähnen Weihnachtsbäume, die scheinbar so häufig wurden, daß man (1555) das Abhauen der Tannen im Walde verbot.

Jedenfalls aber ist die Christbaumsitte seit dem 17. Jahrhundert im Elsaß eingebürgert und wird dort heute noch in echt deutscher Weise gehegt und gepflegt, was dem Elsässer Volk zu Ruhm und Ehre gereicht!

Italien.

Dort — unter dem „ewig blau" strahlenden Südhimmel — hat die Weihnacht natürlich nichts „Winterliches" die Mutter Erde trägt nicht ihren blütenweißen Festschmuck.

Und die römische Weihnacht ist mehr ein — Karneval und hat viel an ihrer ehemaligen Poesie und von ihrem früheren Reiz verloren (Wir denken dabei natürlich nicht an die prunkvollen kirchlichen Feierlichkeiten!)

Die malerischen „pifferi" (Dudelsackpfeifer) und die allgemeinen kunstvollen Krippen sind nur noch selten, und Bescherungen finden erst am „Befana" (6. Januar) statt Da geht's zur „Piazza Navona", wo der reinste Jahrmarkt herrscht.

Aber — wie die Engländer — halten auch die Italiener an Weihnacht viel auf „gut Essen und gut Trinken", wobei der fette Aal, Makkaroni und Sardellensauce nicht fehlen dürfen. Dazu den „terrone" (Mandelkuchen) oder „pan giallo" (Biskuit-Torte) als Nachspeise; bei allem aber noch so „ein Überbleibsel" altrömischer Völlerei. — Die fast unerschwingliche „Weihnachtsgans" ist eine Seltenheit.

In der „Ewigen Stadt" ist's am Corso ziemlich nüchtern geschmückt; nur in der „Piazza Navona" kann man einen römischen Weihnachtsmarkt sehen mit vielen Buden und Krippen; aber der Tannenbaum — fehlt Im Fremdenviertel findet man einige kümmerliche Exemplare in Töpfen, die teuer verkauft werden. Um 12 Uhr geht's zur Mitternachtsmesse, der verschiedene am 1. Feiertage folgen, u. a die bekannteste in St. Peter.

In

Süd-Italien

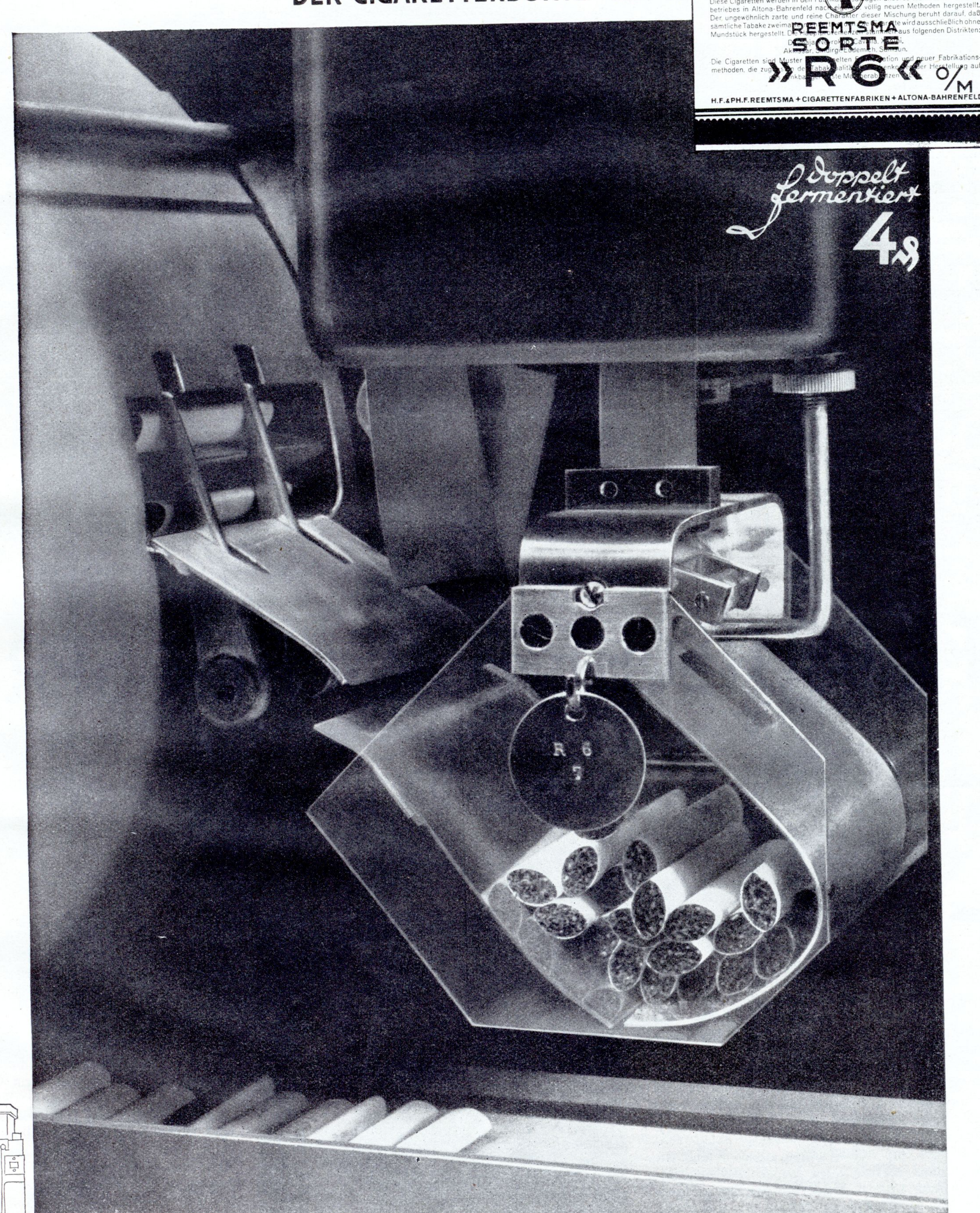
findet man noch allerlei alte Weihnachtssitten und -bräuche.

Als Symbol des Festes gilt die Krippe, die überall zu finden ist und die oft kolossalen Umfang und vielseitigste Ausgestaltung zeigt.

Am ersten Weihnachtsabend sind herrliche Umzüge durch die Straßen mit Feuerwerk und Böllerschießen. Dann folgt die Christmette und nach dieser nochmals

Erfindergeist

IN DEN MUSTERWERKSTÄTTEN DER CIGARETTENSORTE »R6« o/M



Die automatische Cigarettenwaage kontrolliert durch Stichproben die genaue Gleichmäßigkeit des Cigarettengewichtes.

In Zeitabständen von ungefähr zwanzig Sekunden werden aus der links im Spalt sichtbaren Trommel jedesmal 19 Cigaretten auf die Waage geleitet. Das Gewicht wird auf Papierstreifen registriert.

Umzüge, womit das eigentliche Fest beendet ist. Denn einen zweiten Weihnachtstag gibt es nicht mehr, seit er von Mussolini abgeschafft wurde.

Der Dreikönigstag ist ein großartiges Volksfest und besonders für die Kinder ein Tag des Beschenkens.

Auch auf

Sizilien

klaffen Welten zwischen der Feier unserer deutschen und der dortigen Weihnacht.

Von den Vorbereitungen dazu — wie wir sie haben — kennt man dort nichts ... keine Heimlichkeiten, keine besonderen leiblichen Genüsse, keine Kindergeschenke ..

Nur ein musikalischer Auftakt: Dudelsackpfeifer durchziehen mit ihrer „Pastorale" das Land. Das ist ein eigenartig weihevoll klingendes sizilianisches Hirtenlied, das unsere „Stille Nacht" vertritt. Auch ein Volkstanz, die „Tarantella", kommt an Weihnacht zum Vortrag. Nachmittags findet die Hauptfeier statt: ein Holzstoß, zu dem jeder Einwohner beisteuert, wird neben der Kirche angezündet.

Dann geht's in die Kirche, wo ein zehnjähriger Knabe eine kleine Predigt hält.

Zum Schluß — großes Feuerwerk!

Galizien.

Dort wurde — vor nicht allzu langer Zeit — in gewissen Gegenden noch eine eigentümliche Weihnachtsfeier abgehalten.

Man belegte am Hl. Abend den Eßtisch dick mit — Heu zur Erinnerung an die Krippe in Bethlehem, und darüber wurde das Tischtuch gebreitet. Dann kamen auf die Tafel Fische in allen möglichen Zubereitungen und dazu die National-Weihnachtsspeise, welche „Kutja" hieß und aus einem Brei bestand, der aus Weizenmehl, Mohn, Milch und Honig bereitet wurde. Von dieser „Kutja" schöpfte der Hausherr einen großen Löffel aus der Schüssel heraus und schleuderte den Inhalt gegen die Stubendecke. Blieb der Brei oben hängen, so galt dies als ein günstiges Vorzeichen für das kommende Jahr. Meist blieb ja der klebrige Breiklumpen an der Decke fest und wurde mit aller Sorgfalt dort zu halten und zu erhalten versucht, ebenso die glückbringenden Schwalbennester an den alten Bauernhäusern.

Dalmatien

hat seine „Weihnachts-Versöhnung".

Sie beginnt nach dem Amte der Priester damit, daß diese die Heiligenbilder küssen, und diesem Beispiel folgen, sich umarmend, die übrigen Anwesenden. Dasselbe tun auch außerhalb der Kirche die übrigen Ortsbewohner. Weihnacht ist eben ihr „Tag der Versöhnung", und das Umarmen nennt man „Friede in Gott!"

Serbien.

Am Heiligen Abend wird eine „Badniak" — das ist eine kleine, schlanke Eiche — zum größten Teil verbrannt. Die übrigen angekohlten Stücke befestigt man an jungen Obstbäumen, die — nach dem Volksglauben — dadurch größere Fruchtbarkeit bekommen.

Am 1. Weihnachtstage werden Pistolenschüsse abgefeuert. Sämtliche Ortsbewohner, mit Kerzen in den Händen, eilen herbei und umarmen sich mit dem Ausruf: „Friede im Herrn! Christ ist geboren!"

Montenegro.

Auch hier verbrennt man eine Eiche, bei deren Einholen Wein und Brot vorausgetragen wird. Während des Verbrennens besprengt man das Bäumchen mit Wein, dabei kniet die Frau des Hauses auf Stroh nieder und — gackert wie ein Huhn! Die Kinder antworten mit nachgeahmten Kückenlauten.

Anschließend Essen und Unterhaltung und zu Mitternacht — wie in Serbien — Freudenfeuer mit Pistolenschüssen, das immer stärker wird, je näher der Morgen kommt.

Bulgarien.

Auf dem Lande haben sich die alten, eigenartigen Bräuche erhalten, die aber, je nach den Landschaften, auch wieder gewisse Unterschiede zeigen.

Die Weihnachtsvorbereitungen beginnen mit dem 20. Dezember; die Kinder singen ihre Lieder.

Ruß aus dem Rauchfang streut man auf den Kreuzweg, Weihnachtskringel werden gebacken, und zur Abwehr böser Geister zeichnet man Kreuze mit etwas Teig an die Balken der Wohnstuben.

Ehedem hieß die Weihnacht „Kolotscheg" (Radverbrennung), denn man hatte auch die altgermanischen Sitten und Bräuche des winterlichen Sonnenfestes.

Heute bezeichnet man das Fest mit „Koleda" und zwar ist der 24. Dezember die „kleine", der 25. die „große Weihnachten".

Mit einem oben ringförmig gebogenen Zweig der „Koledarka" (Hartriegel) ziehen die Kinder am ersten Tag von Haus zu Haus, rufen, mit den Zweigen auf den Boden schlagend, die Weihnachtsbotschaft aus und fügen daran ihre Wünsche. Während dann die Hausfrauen Weizen über sie werfen, gibt es dazu allerlei Backwerk. Als solches gibt es „Pogalscha", in dem Geld, Holz, Ähren u. dgl. stecken — für gute Ernte, Reichtum und Glück.

Ein (auch bei uns hie und da üblicher) Brauch ist der, daß heiratslustige Mädchen ins Freie gehen; aus der Gegend, aus der sie zuerst Hundebellen vernehmen, kommt der Zukünftige.

Weiters darf in der Hl. Nacht das Feuer nicht erlöschen; man wirft Hartriegelsknospen hinein, und verbrennen diese rasch, so bedeutet es Krankheit, während Gesundheit folgt, sobald sie erst aufspringen. Auf die Herdplatte Getreidekörner geworfen, zeigen diese die Lebensdauer an, die um so länger ist, je höher jene springen.

Die Städter haben zum Teil ihren Weihnachtsbaum, namentlich jene, die in Deutschland gelebt haben. Doch haben sie, besonders für die Kinder, nicht das, was diesen den Baum so lieb macht: das Christkindchen — die Geschenke! Die gibt's erst zu Neujahr.

Zum 6. Januar gibt's als Festbraten ein — Ferkel, gefüllt mit Reis und Rosinen, oft auch eine Pute, die „Missirka". S.

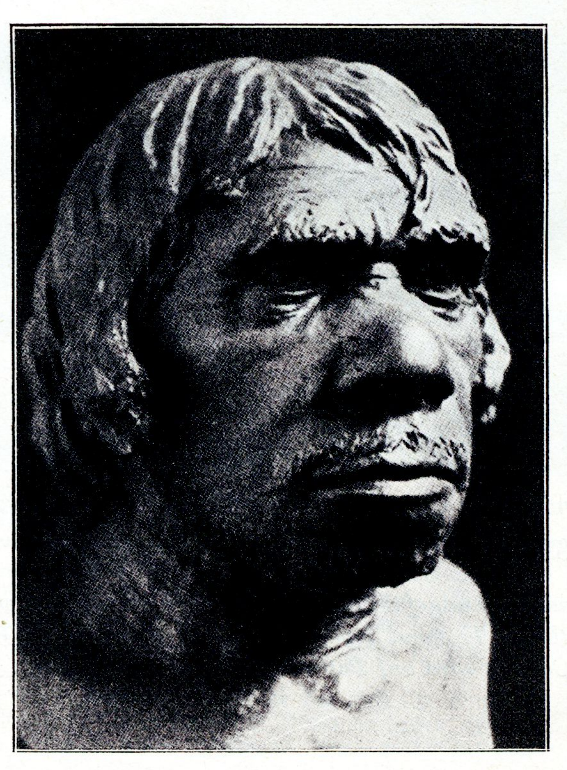
DER DEUTSCHE FORSCHER SPRICHT

VII.

Probleme der Biologie

(Schluß von Folge 51.)

Das Problem der Menschwerdung ist eines der umstrittensten überhaupt, wohl aber mehr aus weltanschaulichen als wissenschaftlichen Gründen; denn es dürfte meines Erachtens nach all dem vorgefundenen Material die Abstammung des Menschen heute festliegen. Der im Jahre 1890 auf Java entdeckte Pithekanthropusschädel, der Schädel des ‚Affenmenschen', dürfte das Zeugnis der ältesten bisher gefundenen Menschenform sein. Hieran schließen sich die Funde der Jahre 1929 und 1930 in China: Zwei untereinander gleiche Schädel, deren Form sich mit der des Affenmenschen deckt. Die flachen Schädel besitzen einen auffallend spitzen Hinterkopf. Über den Augenhöhlen wölben sich dicke Brauenwülste, und die Mundpartie tritt, soweit dies eine Rekonstruktion ergab, ähnlich wie beim Affen stark hervor. Dazu kommt noch die Entdeckung von sechs weiteren Schädeln beim Dorfe Ngandong auf Java in den Jahren 1931/32, die zeitlich und auch formlich den europäischen Neandertalern entsprechen. Das Dokument erster Menschen in Europa ist der Unterkiefer von Mauer bei Heidelberg, dessen durchaus menschliches Gebiß Zähne von gewaltigen Ausmaßen aufweist. Vielleicht ist es der Überrest eines Menschen, der noch vor dem Neandertaler, den man im allgemeinen als den Vertreter erster Menschen in Europa bezeichnet, gelebt hatte. Die Neandertaler Rasse mit ihrer fliehenden Stirne, ihren mächtigen Brauenwülsten, ihrem zurückfallenden Kinn und ihrem derben Körperbau war in Europa weit verbreitet, so in Südfrankreich, Belgien, Deutschland, Kroatien und im Kaukasus. Sie verschwindet zur letzten Eiszeit, und an ihre Stelle treten Rassen mit feinerem Schädel, leichterem Körperbau und größerem Wuchs Typen, die förmlich dem Heutemenschen schon sehr nahe kommen. Es ist die Aurignac- und Cromagnonrasse. Mit Hilfe all dieser stummen Zeugen und anderer Gesichtspunkte ist es wohl gelungen, das Werden des Menschen unter Beweis zu stellen, nicht wahr, Herr Professor Lehmann?"



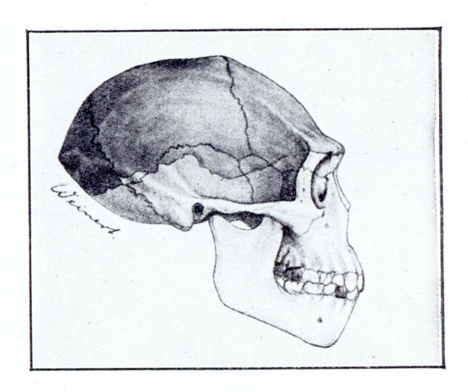
Rekonstruierte Büste eines Neandertaler-Menschen. Plastik von McGregor.

Enthalten in: „Weinert, Die Rassen der Menschheit", Verlag B. G. Teubner, Leipzig, und „Weinert, Ursprung der Menschheit" Verlag F. Enke, Stuttgart.

„Ja, wir können hier mit Befriedigung feststellen, daß die Forschung vieles von dem Rätselhaften klären konnte, was das Werden des Menschen bis noch vor kurzem umgab. Sie haben, Herr Doktor Orth, die wesentlichen Stationen des Forschungsweges selbst schon genannt. Wir können unter dem Eindruck all des reichen Materials, welches uns die Anthropologie der letzten Jahrzehnte, ja der letzten Jahre vom fossilen Menschen wie von tierischer und pflanzlicher Entwicklung erschloß, nicht daran zweifeln, daß die aufgefundenen Reste den Vorfahren des Menschen angehören, und daß es sich bei Mensch und Affe um gleiche Wurzeln der Entstehung handelt. Die Anthropologen konnten in immer zahlreicher werdenden Stufen die Zwischenglieder der Organisation zwischen anthropoiden Affen, dem primitiven Menschen und schließlich dem heutigen Menschen aufzeigen, so daß uns heute jede andere Deutung dieser Funde als gekünstelt und unwahrscheinlich erschiene. Zu diesen körperlichen Resten gesellen sich dann in relativ junger Erdzeit noch all die Reste primitiver, aber immer mehr ansteigender Kultur, die uns in unserer Auffassung vom Werden des Menschengeschlechtes aufs festeste stützen. Warum wehren sich auch heute noch manche Kreise gegen diese Tatsächlichkeiten der Menschenabstammung? ‚Wen der Geist des Wissens zum Seher macht', sagt Wilhelm Bölsche, ‚dem erhebt sich hinter diesen vergilbten morschen Resten dieselbe Größe, die den schlichten Leser der Paradieslegende durchschauert. Ihm erhebt sich hinter den Affenmenschen von Java das tiefste aller Mysterien greifbar


Weihnachtszeit- gefährlich für die Zähne ?
Wenn man sich gerade mit Appetit über seinen Weihnachts-Teller stürzt, um Printenmänner oder Pfefferkuchen, Marzipan oder Schokolade zu essen, hört man mitunter einen Ängstlichen: „Iß nicht so viel Süßigkeiten, Zucker ist doch so schlecht für die Zähne!" Aber da braucht man sich nicht erschrecken zu lassen. Richtig ist zwar, daß Süßigkeiten, die lange zwischen den Zähnen haften, ebenso schädlich sind wie andere Speisereste; denn die Kohlehydrate verwandeln sich durch Gärung in eine Säure, die den schützenden Schmelz der Zähne anfrißt. Wenn man aber vor dem Schlafengehen mit einer guten Zahnbürste und mit Chlorodont jeden Speiserest von den Zähnen und aus den Zwischenräumen entfernt, so bleiben die Zähne unversehrt und gesund. Denn Chlorodont reinigt nicht nur die Zähne, sondern pflegt und schont sie zugleich. Also jeden Abend - und natürlich jeden Morgen:
Chlorodont

nahe — das Mysterium von der Menschwerdung, vom Auftauchen des bewußten Geistes in der Natur, das Mysterium vom eigenen Ich.'"



Schädel des Affenmenschen Pithecanthropus erectus.
Rekonstruktion und Zeichnung von Prof. Dr. Hans Weinert.

Enthalten in: „Weinert, Die Rassen der Menschheit", Verlag B. G. Teubner, Leipzig, und: „Weinert, Ursprung der Menschheit", Verlag F. Enke, Stuttgart

Rassenbildung.

„Nun ist es ja nicht notwendig, die Entstehung der Menschheit etwa aus einem einzigen Menschenpaar anzunehmen. Es können deren mehrere oder viele gewesen sein. Es dürfte jedoch meiner Ansicht nach sicher stehen, daß die Menschen aus Menschenaffenvorfahren einer Gruppe, einer Art hervorgingen. Einige Forscher behaupten allerdings, daß die Gabelung der Gattung ‚Mensch' schon so früh erfolgte, als eben die einen noch gemeinsame Urformen mit dem Schimpansen, die anderen solche mit dem Orang-Utan und die dritten wiederum solche mit dem Gorilla gehabt hätten. Wenn wir aber zur Ansicht neigen, daß am Anfang nur unter sich gleiche Menschenpaare waren, so gab es ursprünglich keine Menschenrassen. In welcher Weise erklärt sich nun der Biologe die Entstehung derselben?"

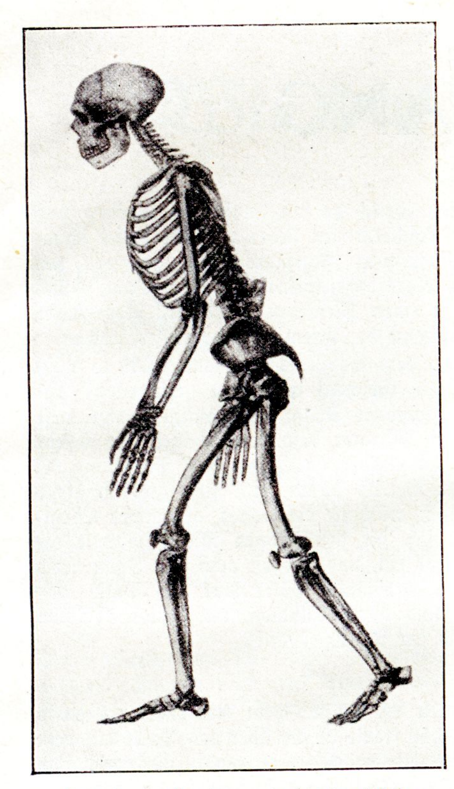
„Nach all dem, was uns das Studium des fossilen Menschen erschlossen hat, was wir über das Werden von Tier- und Pflanzenformen wissen, dürfte es nicht berechtigt sein, anzunehmen, daß am Anfang der Menschwerdung nur sich gleichende Menschenpaare ohne jede Varianten standen. Allerdings neigt die heutige Anthropologie auf Grund der bisherigen Funde dazu, die Menschheit etwa im Sinanthropusstadium als ursprünglich einheitlich ohne Vorhandensein weitverschiedener Rassen aufzufassen. Ob die Frage, wie weit der Kreis anthropoider Affen ist, von denen sich die ersten Organismen herleiten, die, mit Feuer und echten Werkzeugen begabt, von uns mit Recht als erste Menschen bezeichnet werden, schon spruchreif ist, möchte ich nicht entscheiden. Die Wege, die zur Rassenbildung des Menschen führten, dürften dieselben gewesen sein, die wir schon auch als für Tier und Pflanze gültig kennenlernten. Unterstützt aber wurde die starke Rassenbildung beim Menschen zweifellos ganz entsprechend wie bei unseren Haustieren durch den Zustand der Domestikation, in den der Mensch infolge seiner sich immer steigernden Kulturhöhe alsbald gelangte. Gerade aus diesem Grunde ist das Studium der Domestikationserscheinungen bei den Haustieren auch für die Frage der Rassenbildung des Menschen von besonderem Interesse. In die Erörterungen der Einzelheiten auf diesem Gebiete möchte ich mich aber hier nicht verlieren. Es stehen zur Beantwortung dieser Fragen in den Anthropologen fachkundige Biologen zur Verfügung."

„Es sind zur Rassenbildung zahlreiche Beobachtungen an Tieren gemacht worden. Die Tiere haben im allgemeinen geographische Rassen ausgebildet, welche geschlossene Verbreitungsgebiete bewohnen, so daß Mischungen nur an den Randzonen auftreten können. Man sagt, daß viele Rassemerkmale klimabedingt sind. Die in einem kühleren Klima lebenden Tierrassen werden fast immer größer als diejenigen desselben Rassekreises in einem warmen Klima. Dann fällt auf, daß die Länge der Ohren, der Flügel und des Schwanzes der Tiere in kühleren Gegenden größer ist als bei solchen des gleichen Rassekreises in wärmeren Gebieten. Ähnlich ist es mit dem Körpergewicht. Der Feldsperling wiegt bei uns 24 bis 27 Gramm, auf Java indes nur 18 bis 23 Gramm. Die Schwanzlänge der Feldmaus beträgt in Mitteldeutschland etwa 34, in Ostpreußen dagegen etwa 39 vom Hundert der Körperlänge. Feuchtere und wärmere Gebiete bedingen weiter eine stärkere Dunkelfärbung als trockene und kühle Zonen. Ist es nun so, Herr Professor, daß diese klimatischen Einflüsse die verschiedenen erblichen Eigenschaften in bestimmter Weise richtend hervorbringen, daß sie also direkt ändernd auf die Erbmasse des Individuums einwirken, und dürfte diese Klimawirkung auch bei der Entstehung der Menschenrassen eine Rolle gespielt haben?"

„Wenn wir klimabedingte Rassen bei Pflanzen, Tieren und Menschen finden, so pflegt die heutige Biologie die Unterschiede zwischen solchen Rassen dadurch zu erklären, daß in großer Mannigfaltigkeit vom Organismus gebildete und immer wieder von neuem auf verschiedenen Wegen hervorgebrachte Varianten unter der Einwirkung äußerer — vor allem klimatischer — Bedingungen ausgelesen wurden. Wir denken hierbei nicht etwa daran, daß diese klimatischen Bedingungen die verschiedenen Eigenschaften in bestimmter Weise richtend hervorbringen. Die natürliche Mannigfaltigkeit ist so groß, daß zahllose Varianten vernichtet werden können und dennoch die übrig bleibenden an den ihnen gemäßen Plätzen auf der Erde den Ausgangspunkt zu vielfältigen neuen Rassen bieten können. Sicher läßt sich an solch auslesende Wirkung äußerer Bedingungen auch bei der Abgrenzung verschiedener Menschenrassen gegeneinander denken, beispielsweise gerade bei der Ausprägung der nordischen Rasse im endeiszeitlichen Nordwest-Mitteleuropa."

„Es ist also nicht so, daß neue erbliche Eigenschaften, deren Anlagen im Aufbau unseres Chromosoms vorgebildet sein müssen, dadurch entstehen, daß Umwelteinflüsse durch direkte Einwirkung auf die Erbmasse das menschliche Erbbild verändern. Es ist demnach zweifellos falsch, wenn man glaubt, man könnte seinen Kindern die Eigenschaften großer Bildung, Musikalität, sportlicher Eignung usw. dadurch schenken, daß man selbst, ohne viel Talent zu diesen Betätigungen zu haben, etwa viel liest, musiziert oder Sport treibt. Es wurde ja denn auch bis heute noch nicht beobachtet, daß gewöhnliche Umwelteinflüsse eine Veränderung der Erbanlagen herbeizuführen vermögen. Ich habe aber doch gehört, daß Erbanlagen durch Röntgenstrahlen, die ja allerdings ein ungewöhnlich starkes und tiefgreifend veränderndes Mittel darstellen, geändert werden können?"

„Ihre Worte, Herr Doktor Orth betreffen zugleich die Grundlagen, von denen wir soeben gesprochen haben. Die große Zahl der erblichen Varianten, die uns in der Natur begegnen, geht, soweit wir heute wissen, nicht dadurch hervor, daß unseren Organismus während des individuellen Lebens treffende äußere Einflüsse die Eigenschaften nach der einen oder anderen bestimmten Richtung hin abwandeln, daß also etwa musikalische Menschen dadurch entstünden, daß unmusikalische viel musizieren; nur in solchen Fällen würden wir von der Vererbung erworbener Eigenschaften im Sinne Lamarcks oder von Lamarckismus sprechen. Wir haben



Skelettrekonstruktion des eiszeitlichen Neandertaler-Menschen
Rekonstruktion von Prof. Dr. Hans Weinert.
Enthalten in: „Weinert, Zickzackwege in der Entwicklung des Menschen“. Verlag Quelle und Meyer, Leipzig, und: „Weinert Ursprung der Menschheit“. Verlag F. Enke. Stuttgart

durchaus daran festzuhalten, daß bestimmte Anlagen im Chromosomenbestand in Wechselwirkung mit den äußeren Bedingungen die Merkmale jedes Individuums prägen. Wir wissen aber, daß bei der Verteilung des Erbgutes gerade die Chromosomen in mannigfaltiger Weise verteilt werden können und sich dadurch an der Hervorbringung neuer erblicher Varianten sehr erheblich beteiligen. Und weiter wissen wir, daß sich auch die Erbfaktoren in den Chromosomen zu verändern vermögen. Dies ist durch unzählige Versuche an Pflanze und Tier außer Zweifel gestellt worden. Diese Veränderungen gehen teils aus uns noch unbekannten, inneren Gründen, teils im Gefolge äußerer Bedingungen, von denen Sie ja als Beispiel die Röntgenstrahlen nannten, hervor. Solche Veränderungen von Erbgut bezeichnen wir als Mutationen. Sie gehen richtungslos vonstatten und bilden zweifellos eine der wichtigsten Ursachen der großen Mannigfaltigkeit der Lebewesen, aber ebenso, daß durch die Mutationen neue Eigenschaften entstehen, die unter der Einwirkung äußerer Bedingungen ausgelesen oder ausgemerzt werden. Wir können nicht daran zweifeln, daß solche mutative Erbänderungen auch an der Rassenbildung des Menschen beteiligt sind. Wenn wir hierin also eine wesentliche Grundlage der Rassenbildung kennengelernt haben, so ist natürlich mit der Feststellung solcher Mutationen noch wenig getan zur Klärung der zahlreichen, unerhört sinnvollen Organe und Einrichtungen aller Organismen, auch wenn wir als weiteres Hilfsmittel die Auslese bestimmter Formen heranziehen. Es wäre kurzsichtig, wollten wir uns, wie es zeitweise der Fall war, dessen nicht bewußt bleiben.“

Wege und Ziele biologischer Arbeit im neuen Reich.

„In Ihrem Buche ‚Biologischer Wille‘ geben Sie eine Reihe von Hinweisen auf die Aufgaben und Ziele biologischer Arbeit im neuen Reich. Ihre Ausführungen, Herr Professor, erscheinen mir wichtig genug, um an Sie noch eine letzte Frage zu stellen. Was soll und was will der Biologe im nationalsozialistischen Staate?“

„Die Stellung dieser Frage, Herr Doktor, erweist allein schon, mit welcher Sorgfalt und welchem Verantwortungsbewußtsein die Biologie, die zum Grundpfeiler des neuen Reiches wurde, heute vorzugehen hat. Die Forschung der letzten Jahrzehnte hat klar gezeigt, daß der Mensch im Rahmen der Gesamtnatur steht, kein Sonderdasein führt und sich vielmehr nur innerhalb des für ihn gegebenen, ihm gemäßen Naturganzen entwickeln und fortpflanzen kann. Darauf baut der nationalsozialistische Staat auf und wird folgerichtig noch viel weitgehender ausbauen. Es wird also zunächst Aufgabe des Biologen sein, die gewonnenen Erkenntnisse so herauszustellen und mit den Notwendigkeiten des völkischen Lebens so zu verknüpfen, daß sie voll genützt werden können. Unsere Gelehrtenstube und Laboratorien dürfen nicht nur Gefilde der Seligen sein, fernab von den Geschehnissen des Tages.

Im Riesenkampf um die Grundlagen einer deutschen Biologie und damit um die Grundlagen unseres nationalsozialistischen Staates wird jeder deutschbewußte Biologe seine Kenntnisse zum Wohle des Ganzen schon jetzt einsetzen und nicht erst warten, bis die Forschung noch immer weiter fortgeschritten ist. Da führen wir Biologen zunächst den Riesenkampf um das ‚tägliche Brot‘ des Deutschen. Es handelt sich um die sachgemäße Ernährung unserer Kulturpflanzen und -tiere, um die Züchtung der den jeweiligen Anforderungen unserer heimatlichen Böden und Klimaverhältnissen angemessenen Rassen, um die Abwehr der Schädlinge unserer Felder und Wälder, Obst- und Gemüsegärten, unserer Haustiere. Generalfeldmarschall von Moltke sprach lange vor dem Weltkrieg das schaurig prophetische Wort: ‚Wenn wir unser Volk nicht aus eigenem Boden ernähren können, dann haben wir den nächsten Krieg beim ersten Kanonenschuß verloren.‘ Dann handelt es sich um die lebensgesetzliche Führung des Menschenlebens selbst. Was bedeutet der kraftvolle Ruf des Führers nach rassischem Selbstbesinnen und rassischer Erneuerung anders, als daß er vom deutschen Volke fordert, daß es sich selbst erkennt in seinen biologischen Gegebenheiten, und daß es auf Grund dieser Gegebenheiten an den Neuaufbau herangeht? Was bedeuten die eugenischen Forderungen anders, als daß das jäh aufschießende Unkraut in unserem Volke niedergehalten wird? Mit dem Ausziehen des Unkrautes aber ist noch kein fruchtbares Feld geschaffen, und auch die beste Rasse kann den übermächtigen Verhältnissen erliegen. Der Mensch steht nicht nur in seinem Erbverhalten inmitten des großen Lebens der Natur. Und wenn wir auch die Erbgesetze von vorne nach hinten und von hinten nach vorne kennen würden, wenn wir jedes Rassebild im Traume zu deuten vermöchten, beschreiten wir nicht den Weg, den deutschen Menschen seinen lebensgesetzlichen Grundlagen entsprechend überall zum Leben zu führen, zeigen wir ihm nicht sein Ziel in der lebensvollen Natur; das deutsche Volk würde nie zum Leben erstarken. Wir haben der deutschen Jugend und dem deutschen Volke die Kenntnis der Lebensgesetze einzubrennen, daß aus dem im gesunden Leben wurzelnden Volke der große Mythus des neuen deutschen Lebens emporsteigt, der uns Deutsche alle erfaßt und zu sich zwingt. Nur so wird das deutsche Volk sich aus eigenem Innern heraus ein neues Leben erringen. Wir deutschen Biologen aber wollen diese wahren, lebensgesetzlichen Grundlagen hüten, vertiefen und immer aufs neue vermitteln.“

DER WEIHNACHTSBUMERANG

Der Kunstgewerbler Adam Lindner schritt im Atelier auf und ab und paffte Wolken aus seiner Stummelpfeife. Es war bei seinen bescheidenen Mitteln wirklich nicht leicht, ein Weihnachtsgeschenk für einen Prokuristen ausfindig zu machen. Der hatte ihm während des Jahres mehrere Aufträge verschafft, und man wollte sich nun mit einer Aufmerksamkeit dankbar erweisen. Nur womit, das war die Frage.

Adams Blick überflog die Stellagen und Möbelsimse. Da standen kunterbunt seine Arbeiten, zumeist unverkäufliche oder halbfertige Gegenstände. Am gelungensten nahm sich ein dicker Stoffmops aus, weiß und mit schwarzen Partien. Aber der Mops war eigentlich für Fräulein Ella gedacht, die an der Kasse des Kinos saß und ihm zuweilen einen Freiplatz zukommen ließ. Man mußte also für den Prokuristen etwas anderes finden.

Adam stieß einen Pfiff aus, als er unter alten Zeitschriften einen braunen Karton erspähte. Jetzt hatte er es! Das war das Richtige! Er zog die Schachtel hervor und öffnete sie. Es war alles noch gut erhalten. Und er griff nach dem Staubtuch und begann Stück um Stück blankzureiben: die schwarze Marmorplatte mit dem riesigen Tintenfaß, den marmornen Löscher, den marmornen Brieföffner und den marmornen Federhalter. Sicherlich würde der Prokurist an diesen Dingen seine Freude haben!

Adam setzte sich hin, schrieb „Gesegnete Weihnacht" und seinen Namen auf eine Leinenkarte, heftete mit goldener Kordel ein Tannenreis dran, verpackte das Ganze und trug es zur Post. Das war sechs Tage vorm Heiligabend

*

Herbert Wiesmüller, der Prokurist, hatte Weihnachtseinkäufe gemacht. Als er, den Arm voller Päckchen, vor der Zimmertür stand, ärgerte er sich. Er hatte vergessen, an seinen Freund Artur zu denken. Unbedingt mußte er ihm eine Freude machen!

Was lag denn dort auf dem Tisch? Ein Paket? Wahrhaftig, ein Weihnachtspaket!

Er schnitt die Verschnürung herunter und entnahm dem Karton eine schwarze, vierteilige Schreibgarnitur. Herrlich gleißte der Marmor im Lampenlicht. Absender Adam Lindner. Der gute Kerl! Hat sich in Unkosten gestürzt, um ihm eine Freude zu machen. Rührend! Nur, mit Verlaub, was sollte er mit den schweren, unpraktischen Dingen anfangen? Er hatte seinen Füllfederhalter und brauchte keinen andern. Und sein Federmesserchen, ein Andenken an Lotte, schnitt jeden Brief auf. Aber da kam ihm ein Gedanke! Wie wäre es, wenn er mit dieser Schreibgarnitur Arturs Weihnachtsgeschenk bestritt? Eine gute Idee! Und der Prokurist packte alles wieder ein. Dann nahm er seine Besuchskarte, band mit silberner Kordel ein Tannenreis dran, legte den Gruß obenauf und machte das Paket versandfertig. Das war vier Tage vorm Heiligabend.

*

Artur Döbel, ein bekannter Rechtsanwalt, war seit kurzem verheiratet. Als er mittags nach Hause kam, fragte seine Frau, ob er ein Weihnachtsgeschenk, das etwas darstelle, für die Kassen-Ella vom Kino wüßte. Denn eine Aufmerksamkeit sei sie ihrer alten Bekannten schuldig, die ihr früher manchen Freiplatz hatte zukommen lassen. Der Rechtsanwalt dachte einen Augenblick nach. Ja, sagte er, er wüßte und hätte etwas Geeignetes. Da sei nämlich heute morgen ein Paket in der Kanzlei eingetroffen mit einer schweren marmornen Schreibgarnitur. Das Geschenk mache zweifelsohne Eindruck, aber für ihn persönlich komme es nicht in Betracht. Er würde auch weiterhin seinem alten, tintenbeklecksten Schreibgriffel die Treue halten.

Nachmittags wurde die Schreibgarnitur in der Kanzlei abgeholt. Frau Döbel nahm eine neue Schachtel und legte die Teile, liebevoll mit Tannenzweigen umsteckt, in ein Nest grüner Holzwolle hinein. Dann schrieb sie ihren und ihres Mannes Namen auf eine Weihnachtskarte und verschnürte das Angebinde. Zwei Tage vorm Heiligabend ging es ab.

Fräulein Ella Zeller, die Kassadame des Kinos, fand zwei Pakete vor, als sie am Heiligabend nach Hause kam. Zuerst packte sie einen dicken Stoffmops aus, weiß und mit schwarzen Partien. Sie hatte helle Freude daran. Lindner Adam war doch ein feiner Kerl! Dann öffnete sie das andere Paket und fand eine vierteilige Schreibgarnitur vor, aus schwarzem Marmor gefertigt. Ella schätzte den Preis des Stückes auf mindestens fünfzehn Mark. Aber die Frau eines angesehenen Rechtsanwalts konnte sich das schließlich leisten. Die Garnitur war ein Paradestück. Ella wog den Federhalter auf der Handfläche. Welch eine Last! O nein, niemals würde sie damit schreiben. Sie besaß ihren kleinen Füller, auf dessen Goldfeder zehn Jahre Garantie lagen. Und um ehrlich zu sein, mußte sie zugeben, daß ein einfaches Löschblatt ihr lieber war als dieser schaukelnde Grabstein aus Marmor. Und gar erst das Schwert von einem Brieföffner! Meiner Treu, damit konnte man ja einen Menschen erschlagen! Nein, nein, sie würde bestimmt bei ihrem Elfenbeinritzer bleiben.

Herrgott, da kam ihr ja ein Gedanke! Ob es wohl angängig ist, ein Geschenk wieder zu verschenken? Sicherlich würde Lindner Adam als Kunstgewerbler diese Bildhauerei in Marmor besonders schätzen. Er würde Geschmack daran finden, während das Prunkstück bei ihr nutzlos im Vertiko stünde. Und sie setzte sich gleich zum Schreibtisch, wünschte ein frohes, gesegnetes Christfest, bedankte sich für den schönen Mops, wickelte die Garnitur wieder ein, und vergaß auch das Tannenreis nicht. Eine halbe Stunde später war das Paket aufgegeben. Es ging durch Eilboten, und Lindner Adam würde es noch am Abend erhalten.

*

Und er erhielt es! Er gab dem Austräger ein gutes Trinkgeld, so sehr freute er sich über das Paket mit dem Absender Ella Zeller. Was es wohl alles enthalten würde? Vielleicht Fressalien? Hartwurst, Lachsschinken, Christstollen, Zigaretten? Und er griff zum Messer, wetzte die Klinge am Ofenrand, schnitt schnipp und schnapp durch die Bindfadenkreuze, schälte die Hülle von der Schachtel und öffnete sie.

Zuerst wickelte er verdutzt einen marmornen Federhalter aus, dann einen marmornen Brieföffner, dann einen marmornen Löscher und zuletzt eine marmorne Platte mit einem riesigen Tintenfaß. Dann drehte er erschrocken die Platte um und guckte nach einem kleinen Kratzer. Richtig! Es war seine eigene Schreibgarnitur! Er fühlte plötzlich ein Bibbern im Zwerchfell. Sein Mund zuckte, seine Augen wurden klein, und dann platzte er heraus und lachte, lachte aus vollem Halse, daß ihm die Tränen kamen.

Als er sich wieder beruhigt hatte, ging er hinunter, um Zigaretten zu kaufen. „Sie strahlen ja über das ganze Gesicht, Herr Lindner", sagte die Inhaberin, „was hat denn das Christkind Schönes gebracht?"

„Einen Bumerang", sagte Adam geheimnisvoll.

„Einen Bumerang? Was ist denn das?"

„Das ist ein Ding, das wieder zurückkommt, wenn man es fortschleudert!"

Gert Lynch

Wie die Winterhilfe zu hundert Mark kam

Auch eine Weihnachtsgeschichte

Am 2. Dezember bekam Herr Bläse 723.65 RM. als Erbteil einer dahingeschiedenen Großtante ausbezahlt.

„Kinder“, sagte er und klopfte auf die fette Brieftasche, „Kinder, das sollen heuer Weihnachten werden, wie ihr sie noch nicht erlebt habt. Und ein Weihnachtsbaum muß her, daß die ganze Nachbarschaft vor Neid platzt!“

Den drei Kindern war es natürlich recht. Nur Frau Bläse meinte, man sollte lieber etwas der Winterhilfe geben, anstatt so große Geschichten zu machen. Aber der Herr des Hauses stellte sich diesbezüglich taub und ließ sich seinen ganz besonderen Weihnachtsbaum nicht nehmen.

Und so kam der große Tag. Die Bescherung sollte bei Einbruch der Dunkelheit stattfinden, und bis zu diesem Zeitpunkt war der Eintritt ins Speisezimmer strengstens untersagt. Dort gingen die geheimnisvollsten Dinge vor sich, der Vater der Familie arbeitete drinnen schon seit Stunden im Schweiße seines Angesichts.

Endlich ertönte das ersehnte Glockenzeichen, die Türen taten sich auf, und die Bläsens strömten ins Speisezimmer, um gleich darauf in Staunen zu erstarren, denn eine nie geahnte Überraschung strahlte ihnen entgegen. Ein Weihnachtsbaum, der zwar gar nichts mehr mit einem Tannenbaum zu tun hatte, aber ein Meisterwerk der Technik, das im Schein von hundert roten Glühbirnen wie eine Flamme lohte. Das ganze drehte sich auf einem Sockel, aus dessen Innern „Stille Nacht“ . . . ertönte. Es war ein Baum, bei dessen Anblick jeder Direktor eines Kitschmuseums in Freudentränen ausgebrochen wäre.

Herr Bläse betrachtete wohlgefällig sein Werk, die Jugend freute sich. Dann ging es an die Geschenke. Frau Bläse trat zum Fenster, um den Stoff für ein Seidenkleid beim letzten Tageslicht zu betrachten. Dabei fiel ihr Blick auf die Straße. „Schau, Männe“, rief sie, „der Meier geht gerade vorüber. Sollen wir ihn nicht heraufrufen, damit er sich unsern schönen Weihnachtsbaum ansieht?“

„Natürlich“, versicherte Männe, eilte zum Fenster, riß es auf und brüllte mit seiner überaus kräftigen Feldwebelstimme: „Meier, Meier.“

Herr Meier schritt steif wie ein Storch weiter und wackelte nicht einmal mit seinem Spitzbart. Er war nämlich schwerhörig. Also brüllte die Familie fünfstimmig, und sie brüllte nicht schlecht: „Meier, Meier!“ Herr Meier ging aber majestätisch seines Weges. Dafür ereignete sich gleichzeitig ein ganz merkwürdiger Fall. Ein rundlicher Herr, der sich gerade unterhalb des Fensters befand, als die Brüllsalve ertönte, blickte erschreckt empor und blieb wie gebannt stehen. Er bekam ganz furchtbare Augen und einen starren Blick. Dann warf er die Arme in die Höhe, sprang an Ort und Stelle zweimal in die Luft, schrie etwas, das man nicht verstehen konnte, und raste hierauf davon, als hätte er eine Paprikainjektion bekommen.

„Er ist wahnsinnig geworden“, stellte Herr Bläse kopfschüttelnd fest und schloß das Fenster. Die Festordnung fand ihre Fortsetzung.

Auf dem schöngedeckten Tisch wartete bereits ein riesiger Karpfen darauf, verspeist zu werden. Vorher gab es noch künstlerischen Genuß, die Kinder sangen das Weihnachtslied. Einmal ließen sich von der Straße herauf seltsame Geräusche vernehmen, aber sie ertranken in dem Lärm des kräftigen Gesanges. Das Lied verklang, und die Stielaugen der Kinder richteten sich erwartungsvoll auf die leckeren Gerichte.

„So ein Weihnachtsbaum ist überhaupt noch nicht dagewesen“, sagte Herr Bläse zufrieden und nahm seinen Ehrenplatz an der festlichen Tafel ein.

„Tschintschin“, klirrte es —, „schzssss“ zischte es, etwas Schreckliches fuhr auf die Karpfenschüssel, worauf der gebratene Fisch mit einem naturgetreuen Sprung in eine entlegene Ecke flüchtete. Die Familienmitglieder suchten instinktiv Deckung und begegneten einander unter dem Tisch. Ein faustdicker Wasserstrahl trieb sein Unwesen und bestrich jetzt gutgezielt den Weihnachtsbaum. Glücklicherweise machte es schon nach wenigen Sekunden „Pfffft —“, und der muntere Quell versiegte. Hierauf traten durch das Fenster einige Feuerwehrleute in das Zimmer und betrachteten verwundert die Reste des einst so herrlichen Weihnachtsbaumes. Der Herr Hauptmann, der persönlich erschienen war, kratzte sich am Helm. „Es sah von der Straße tatsächlich so aus, als ob der Baum brennen würde“, meinte sachverständig der Häuptling. „Unten steht der Mann, der uns alarmierte. Er behauptet, sie hätten früher ‚Feuer, Feuer!‘ zum Fenster hinausgebrüllt.“

„Wir haben ‚Meier, Meier‘ gerufen“, stöhnte Herr Bläse und verhüllte sein Antlitz angesichts des Wasserschadens. Dann aber fiel ihm ein, daß er nicht versichert war und ein wirklicher Brand einen unvergleichlich höheren Geldverlust bedingt hätte. Daher verblüffte er die Umstehenden durch folgende Worte, mit denen er sich auch noch im letzten Augenblick beim lieben Leser beliebter machen möge: „Na, schön“, sagte Herr Bläse, „dann spende ich halt hundert Mark für die Winterhilfe.“

Ralph Urban

Humor

Max muß daheim die Fenster putzen.
Seufzend macht er sich an die Arbeit.
„Falle nur nicht gleich raus!“ mahnt seine Frau.
„Nein“, sagt Max giftig, „erst werde ich sie selbstverständlich fertig putzen!“

*

Der junge Dichter saß mit Ella im Ruderboot.
„Ach“, seufzte er, „vielleicht kommt mein Name doch noch einmal in die Zeitung!“
Meinte Ella entrüstet: „Und deswegen soll ich vielleicht mit Ihnen absaufen?“

*

Fritzchen hat ein schlechtes Zeugnis mit nach Hause gebracht.
„Ja“, sagt der Papa, „da wird es nichts mit der Mark, die ich dir für ein gutes Zeugnis versprochen hatte.“
„Nein“, sagt da Fritzchen, „die hab' ich dir nun also gespart.“

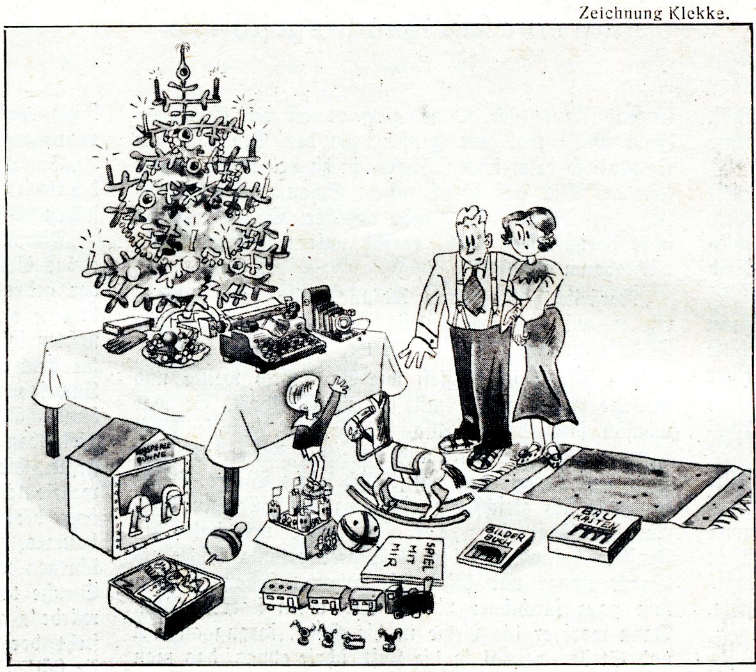
*

„Wußten Sie schon, daß die Entstehung der Harfe auf einen Unglücksfall zurückgeht?“
„Das ist noch gar nichts! Die Erfindung des Dudelsacks zum Beispiel kam dadurch zustande, daß ein musikalischer Schotte eines Tages auf den Schwanz seiner Katze trat!“

*

„Wissen S', Herr Nachbar, a so eine Antarktis-Expedition, die wo mei Franzl Eahna jetzt mitmacht, des is fei garnet so einfach! Da muaß oaner scho den Nordwind von alle vier Seiten vertrag'n kenna!“

Zeichnung Klekke.



Der Kleine: „Was ist denn nun für mich? Die Schreibmaschine oder der Photoapparat?“

Vermieterin. „Junger Mann, ich muß Sie schon jetzt darauf aufmerksam machen, daß ich in Geldangelegenheiten sehr energisch sein kann! Als mir Ihr Vorgänger nach drei Monaten keine Miete bezahlen konnte, habe ich ihn bei Nacht und Nebel hinausgeworfen!“
Mieter: „Ja, liebe Frau Petto, unter diesen Bedingungen nehme ich selbstverständlich das Zimmer auch!“

Onkel Artur ist wieder zu Weihnachten auf Besuch gekommen.
Die zehnjährige Lili und die zwölfjährige Emmi zanken sich fürchterlich.
„Was haben denn die beiden?“
„Ach, Onkel Artur hat gesagt, er freute sich jede Weihnachten, die beiden Mädchen zu sehen. Eine wäre immer hübscher wie die andere. Und nun zanken sie sich darüber, wer die eine ist.“

*

In Holland, in einem kleinen Städtchen, Weihnachtsmarkt.
Ruft der Ausrufer:
„Meine Damen und Herren! Eine Flasche von meinem Hustentrank ist das schönste Weihnachtsgeschenk. Wer mir nachweisen kann, daß mein Hustentrank schädlich ist, kriegt drei Flaschen gratis . . .!“

*

„Du, hier schreibt einer im Briefkasten unserer Zeitung, daß er noch vor drei Tagen ein paar Schlüsselblumen in seinem Garten gepflückt hat, und daß dies die Vorbedeutung für einen langen und strengen Winter wäre!“
„Na, so ein Kaffer! Hätte er denn dann die Dinger nicht lieber stehen lassen können?!“

*

„Sie haben also Ihren Regenschirm auf dem Kopf des Klägers zusammengeschlagen!“
„Das macht nichts, Herr Richter, ich habe schon wieder einen neuen!“



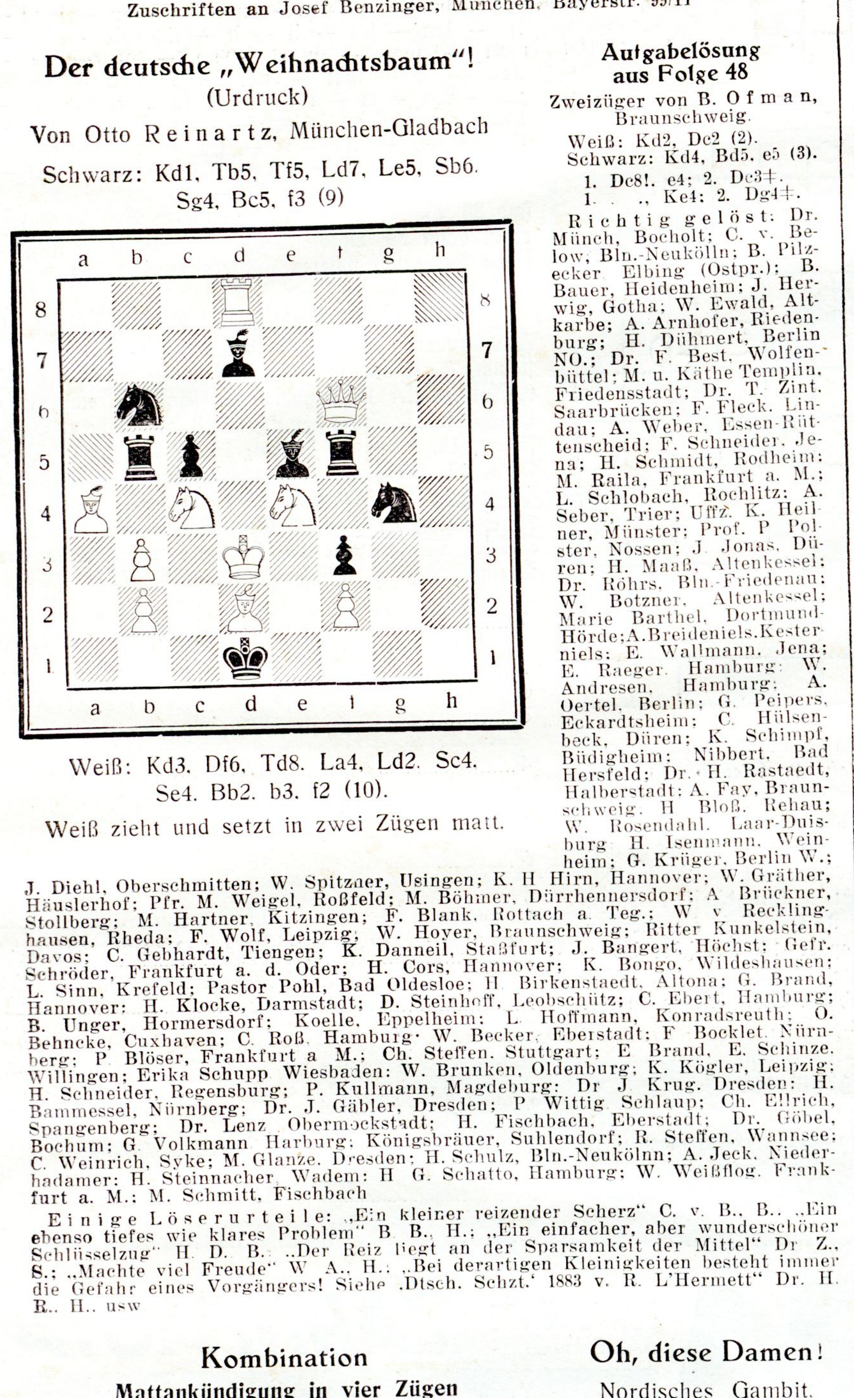
Zuschriften an Josef Benzinger, München, Bayerstr. 99/II

Der deutsche „Weihnachtsbaum"!

(Urdruck)

Von Otto Reinartz, München-Gladbach

Schwarz: Kd1, Tb5, Tf5, Ld7, Le5, Sb6, Sg4, Bc5, f3 (9)



Weiß: Kd3, Df6, Td8, La4, Ld2, Sc4, Se4, Bb2, b3, f2 (10).

Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

Aufgabelösung aus Folge 48

Zweizüger von B. Ofman, Braunschweig.

Weiß: Kd2, Dc2 (2).
Schwarz: Kd4, Bd5, e5 (3).

1. Dc8!, e4; 2. Dc3‡.
1. . ., Ke4; 2. Dg4‡.

Richtig gelöst: Dr. Münch, Bocholt; C. v. Below, Bln.-Neukölln; B. Pilzecker Elbing (Ostpr.); B. Bauer, Heidenheim; J. Herwig, Gotha; W. Ewald, Altkarbe; A. Arnhofer, Riedenburg; H. Dühmert, Berlin NO.; Dr. F. Best, Wolfenbüttel; M. u. Käthe Templin, Friedensstadt; Dr. T. Zint, Saarbrücken; F. Fleck, Lindau; A. Weber, Essen-Rüttenscheid; F. Schneider, Jena; H. Schmidt, Rodheim; M. Raila, Frankfurt a. M.; L. Schlobach, Rochlitz; A. Seber, Trier; Uffz. K. Heilner, Münster; Prof. P Polster, Nossen; J. Jonas, Düren; H. Maaß, Altenkessel; Dr. Röhrs, Bln.-Friedenau; W. Botzner, Altenkessel; Marie Barthel, Dortmund-Hörde; A. Breideniels, Kesterniels; E. Wallmann, Jena; E. Raeger, Hamburg; W. Andresen, Hamburg; A. Oertel, Berlin; G. Peipers, Eckardtsheim; C. Hülsenbeck, Düren; K. Schimpf, Büdigheim; Nibbert, Bad Hersfeld; Dr. H. Rastaedt, Halberstadt; A. Fay, Braunschweig; H Bloß, Rehau; W. Rosendahl, Laar-Duisburg; H. Isenmann, Weinheim; G. Krüger, Berlin W.; J. Diehl, Oberschmitten; W. Spitzner, Usingen; K. H Hirn, Hannover; W. Gräther, Häuslerhof; Pfr. M. Weigel, Roßfeld; M. Böhmer, Dürrhennersdorf; A Brückner, Stollberg; M. Hartner, Kitzingen; F. Blank, Rottach a. Teg.; W v. Recklinghausen, Rheda; F. Wolf, Leipzig; W. Hoyer, Braunschweig; Ritter Kunkelstein, Davos; C. Gebhardt, Tiengen; K. Danneil, Staßfurt; J. Bangert, Höchst; Gefr. Schröder, Frankfurt a. d. Oder; H. Cors, Hannover; K. Bongo, Wildeshausen; L. Sinn, Krefeld; Pastor Pohl, Bad Oldesloe; H Birkenstaedt, Altona; G. Brand, Hannover; H. Klocke, Darmstadt; D. Steinhoff, Leobschütz; C. Ebert, Hamburg; B. Unger, Hormersdorf; Koelle, Eppelheim; L. Hoffmann, Konradsreuth; O. Behncke, Cuxhaven; C. Roß, Hamburg; W. Becker, Eberstadt; F Bocklet, Nürnberg; P Blöser, Frankfurt a M.; Ch. Steffen, Stuttgart; E Brand, E. Schinze, Willingen; Erika Schupp Wiesbaden; W. Brunken, Oldenburg; K. Kögler, Leipzig; H. Schneider, Regensburg; P. Kullmann, Magdeburg; Dr J Krug, Dresden; H. Bammessel, Nürnberg; Dr. J. Gäbler, Dresden; P Wittig Schlaup; Ch. Ellrich, Spangenberg; Dr. Lenz Obermockstadt; H. Fischbach, Eberstadt; Dr. Göbel, Bochum; G Volkmann Harburg; Königsbräuer, Suhlendorf; R. Steffen, Wannsee; C. Weinrich, Syke; M. Glanze, Dresden; H. Schulz, Bln.-Neukölnn; A. Jeck, Niederhadamer; H. Steinnacher, Wadern; H G. Schatto, Hamburg; W. Weißflog, Frankfurt a. M.; M. Schmitt, Fischbach

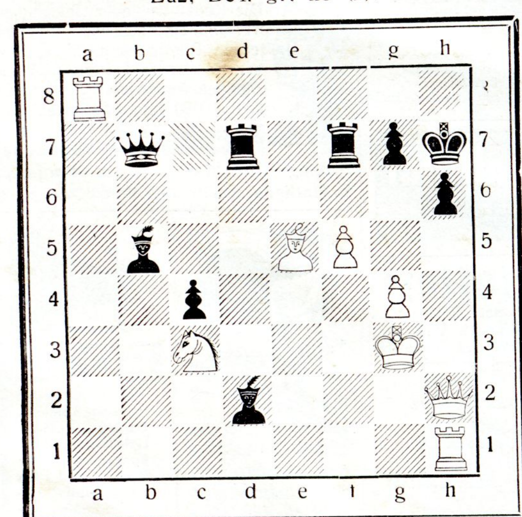
Einige Löserurteile: „Ein kleiner reizender Scherz" C. v. B., B.. „Ein ebenso tiefes wie klares Problem" B. B., H.; „Ein einfacher, aber wunderschöner Schlüsselzug" H. D. B.; „Der Reiz liegt an der Sparsamkeit der Mittel" Dr Z., S.; „Machte viel Freude" W A., H.; „Bei derartigen Kleinigkeiten besteht immer die Gefahr eines Vorgängers! Siehe ‚Dtsch. Schzt.' 1883 v. R. L'Hermett" Dr. H. R., H.. usw

Kombination

Mattankündigung in vier Zügen

In einer kürzlich in München gespielten freien Partie kam es zu folgender Stellung:

Schwarz (N. N.): Kh7, Db7, Td7, Tf7, Lb5, Ld2, Bc4, g7, h6 (9).



Weiß (Jobe, München): Kg3, Dh2, Ta8, Th1, Le5, Sc3, Bf5, g4 (8).

Weiß am Zuge kündigt Matt in vier Zügen an! Wodurch?

Lösung: Durch 1. Dh2×h6†!, Ld2×h6 (auf g7×h6 folgt Ta8—h8‡!); 2. Th1×h6†!, Kh7×h6; 3. Ta8—h8† Kh6—g5; 4. Th8—h5‡.

Oh, diese Damen!

Nordisches Gambit.

gewonnen von Benzinger München

	Weiß	Schwarz
1.	e2—e4	e7—e5
2.	d2—d4	e5×d4
3.	c2—c3	d4×c3
4.	Lf1—c4[1]	c3×b2
5.	Lc1×b2	Lf8—b4†
6.	Sb1—c3	d7—d6[2]
7.	Sg1—f3	Sg8—f6
8.	0—0	Lb4×c3
9.	Lb2×c3	0—0
10.	e4—e5	Sf6—e4
11	Lc3—b2	Lc8—g4
12.	Dd1—d4	Lg4×f3
13.	g2×f3	Se4—g5
14.	Kg1—h1[3]	Sg5×f3
15.	Dd4—d3	Sf3×e5
16.	Tf1—g1	Se5×d3[4]
17.	Tg1×g7†	Kg8—h8
18.	Lc4×d3	f7—f6
19.	Tg7×h7†	Kh8—g8
20.	Ta1—g1‡!	

[1] Der Sinn der Bauernopfer ist, schnelle Figurenentwicklung herbeizuführen.

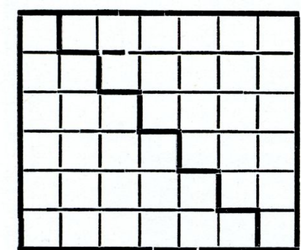
[2] Üblich ist hier das Gegenopfer d7—d5!

[3] Es drohte S×f3†!

[4] Den Verführungskünsten solch einer hübschen Dame zu widerstehen, ist wohl sehr schwer. Aber die Strafe folgt auf dem Fuß!

RÄTSEL

Treppenrätsel



Die Wörter bedeuten: a) bis zur Treppe, b) nach der Treppe, c) zusammen:

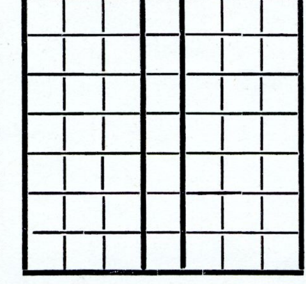
1. a) Konsonant, b) Teil des Brustkorbs, c) Futtertrog (Mehrzahl);
2. a) Abkürzung für Sankt, b) himmlisches Wesen, c) Pflanzenteil;
3. a) Schiffsteil, b) Fabrikanlage, c) Gebäck;
4. a) Feier, b) Zeitspanne, c) Freudentag;
5. a) Nächtliche Messe, b) Auerochs, c) Setzer;
6. a) Hefenkuchen, längliches Brot, b) Konsonant, c) Bergwerksgang; ck = 1 Buchstabe.

Zahlenrätsel

1 4 8 8 9 10 1 4	Nachtmusik
2 11 1 12 7 13 14 15	Fleischbrötchen
3 11 2 11 5 5	Lehnsmann
4 5 11 16	nord. Männername
5 11 3 11	Vulkanauswurf
6 11 17 1 18 9 10 9 15	Beuteltier
2 17 1 17 16 17 5 12 17 10	Erfinder des Steindrucks
7 11 5 10 11 8	Tierfett

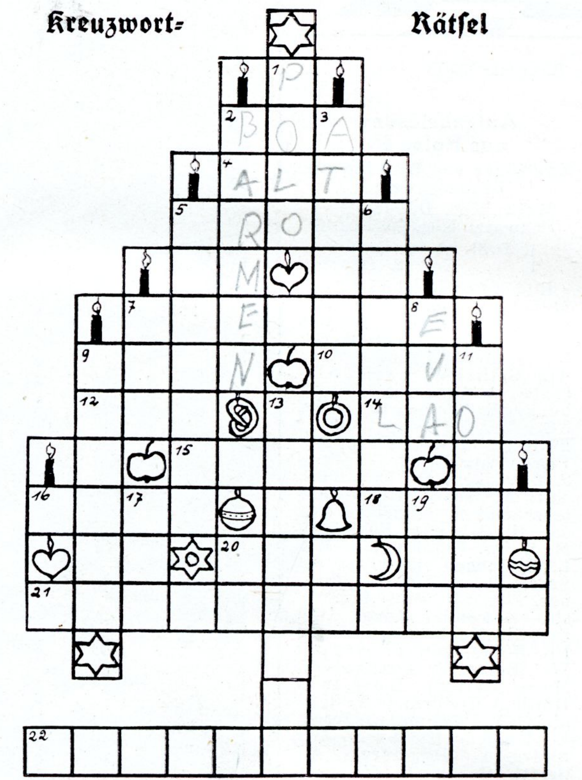
Die ersten und letzten Buchstaben von oben nach unten gelesen ergeben die Antwort auf die Frage: Wer verschafft vielen deutschen Volksgenossen ein frohes Weihnachten? Wo.

Zwillinge



Man bilde waagrecht je 2 Wörter von je 4 Buchstaben. Der Endbuchstabe des ersten ist der Anfang des zweiten Wortes. Die Wörter bilden immer zwei gleiche Begriffe. 1. zwei Städte am Rhein, 2. zwei Bäume, 3. zwei Vögel, 4. zwei Teile des Gesichts, 5. zwei ausländische Vögel, 6. zwei Rheinzuflüsse, 7. zwei weibl. Vornamen. Die mittlere Senkrechte nennt einen Gebirgsstock der Rätischen Alpen.

Kreuzwort- Rätsel



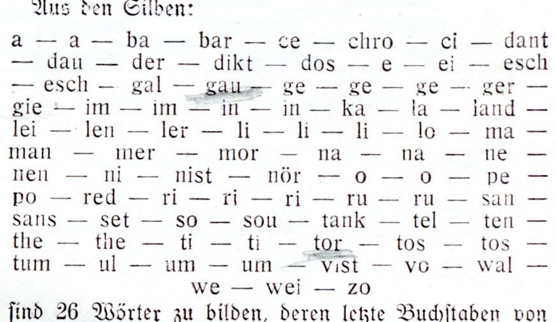
Kreuzworträtsel. Waagrecht: 2. Riesenschlange, 4. Stimmlage, 7. Alpenpaß, 9. Mensch, 10. arab. Titel, 12. Gedicht, 14. französ.: Wasser, 15. Himmelskörper, 16. Fluß bei Venedig, 18. faul, 20. deutscher Badeort, 22. german. Feier, Julfest. — Senkrecht: 1. Ballspiel, 2. deutsche Industriestadt, 3. griech. Göttin, 5. italien. Adelsgeschlecht, 6. Grundstoff, 7. Reinigung, 8. weibl. Vorname, 9. Seehafen am mexikan. Golf (Schlachtort), 11. Europäer, 13. Deutscher Volksstamm, 17. rumän. Münze (Mehrzahl), 19. Titel. 5 und 21 waagrecht: Wunsch der Schriftleitung an ihre Leser. — ä = 1 Buchstabe.

Kryptogramm

Aus den Wörtern: Diener, Lagerlöf, Flechse, Tiger, Türkei, Berthold, Vertrauen, Hauff, Gemeinde, Seezunge, Seiher, Rennwert, Enns, Friesen, Fichte, Gefuehl, Verirrung, Gegend, Deich, Bananen, Besprechung, Reiswein, Egge, gibt sind je 3 Buchstaben zu entnehmen, die, aneinandergereiht, einen Ausspruch von Kant ergeben.

Silbenrätsel

Aus den Silben:



a — a — ba — bar — ce — chro — ci — dant — dau — der — dikt — dos — e — ei — esch — esch — gal — gau — ge — ge — ge — ger — gie — im — im — in — in — ka — la — land — lei — len — ler — li — li — li — lo — ma — man — mer — mor — na — na — ne — nen — ni — nist — nör — o — o — pe — po — red — ri — ri — ri — ru — ru — san — sans — set — so — sou — tank — tel — ten — the — the — ti — ti — tor — tos — tos — tum — ul — um — um — vist — vo — wal — we — wei — zo

sind 26 Wörter zu bilden, deren letzte Buchstaben von oben, dann die Anfangsbuchstaben von unten gelesen einen Ausspruch unseres Führers ergeben (ch = ein Buchstabe.

1. Meckerei, 2. Strohblumen, 3. Platinmetall, 4. Flaumfeder, 5. türkische Halbinsel, 6. slawischer Volksstamm, 7. Stadt in Hessen, 8. letzte Aufforderung, 9. Antilleninsel, 10. englische Grafschaft, 11. italienische Landschaft, 12. Staat der USA., 13. germanischer Heerführer, 14. Stadt in Italien, 15. Hafenstadt in Brasilien, 16. Erlaß, 17. Kreuzzugführer, 18. Schloß bei Potsdam, 19. Erblehre, 20. römisches Kaiserreich, 21. Stadt an der Elbe, 22. Geschichtsschreiber, 23. Theaterleiter, 24. englischer Schriftsteller †, 25. Stadt in der Rheinprovinz, 26. russisches Küstenland.

1	14 ....
2	15 ....
3	16 ....
4	17 ....
5	18 ....
6	19 ....
7	20 ....
8	21 ....
9	22 ....
10	23 ....
11	24 ....
12	25 ....
13	26 ....

Rösselsprung

	fröh	am	che	pe	che	
weih	wie		li		li	dle
o	keln	nachts	ter	raum	traum	zeit
schon	cor	us	fun	li	lich	fest
li	baum		schmückt		o	ger
	ge	ne	se	ter	der	

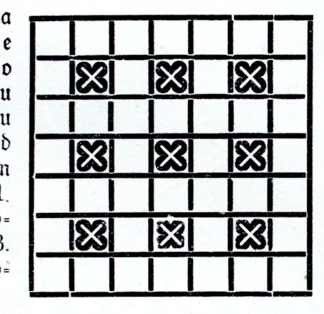
Opern-Füllrätsel

Neben jeden Komponisten ist eine seiner Opern zu setzen. Die Anfangsbuchstaben ergeben eine Oper von Richard Wagner.

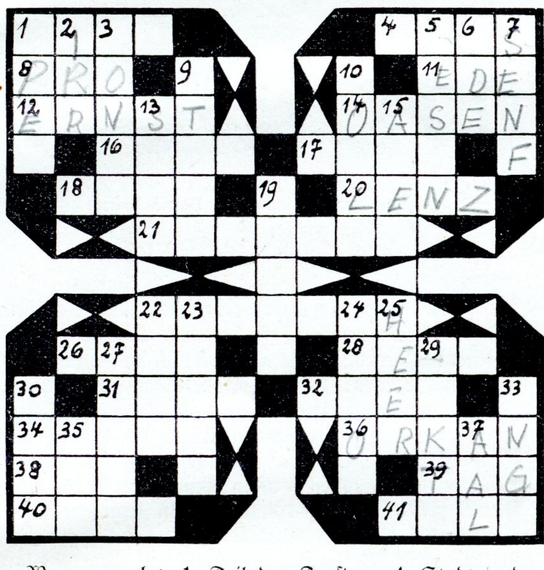
Mozart	
Verdi	
Bellini	
Kreutzer	
Humperdinck	
Flotow	
Weber	
Lortzing	
Strauß	
Kienzl	
Verdi	

Viereck

Die Buchstaben: a a a a a a a b b d d e e e e i i i i k k l l l l m o r r r r s s s s t u u u u sind in die Felder zu setzen, daß waagrecht und senkrecht die gleichen Wörter entstehen. 1. Raubvogel, 2. Landschaft in Palästina, 3. Heiligenschein, 4. Mundart.



Kreuzworträtsel



Waagrecht: 1. Teil des Fensters, 4. Stadt in der Tschechoslowakei, 8. lateinisch: „für, je", 11. Stadt in Holland, 12. Männername, 14. fruchtbare Wüstenstriche, 16. Begriff des Nacheinanderseins, 17. Frauenname, 18. Strafe im Mittelalter, 20. Frühling, 21. europäischer Staat, 22. König der Westgoten (370—410 n. Chr.), 26. Mondgöttin, 28. deutscher Reichsminister, 31. Berg in der Schweiz, 32. Futterpflanze, 34. Schmetterlingsblütler, 36. Sturmwind, 38. Riesenschlange, 39. Zeitabschnitt, 40. Zahl, 41. griech. Vorsilbe: „fern". — Senkrecht: 1. deutscher Admiral († 1914), 2. Geisteskrank, 3. Stadt in Oberitalien, 5. Schiffsmast, 6. Gedichtart, 7. Gewürz, 9. Lachsfisch, 10. kleines Segelboot, 13. Astrologe Wallensteins, 15. Stadt an der Garonne, 19. Pflanzenwelt, 22. Gewürz, 23. Aufbewahrungsraum, 24. chemisches Element, 25. bewaffnete Landmacht, 27. Männername, 29. religiöse Gemeinschaft, 30. Kletterpflanze, 33. Frauenname, 35. französisch: „König", 37. Fischart.

Lösungen der Rätsel aus Folge 51:

Kreuzwortsilbenrätsel: Waagrecht: 1. Galena, 3. Nubien, 5. Beton, 7. Pudel, 8. Lenau, 10. Neger, 12. Fama, 13. Hedin, 14. Ente, 16. Stearin, 18. Nixe, 19. Zelter, 21. Reger, 22. Zeche, 23. Rotor, 24. Tirol, 26. Tenor, 28. Artus, 29. Euterpe, 31. Nebo, 33. Frak, 34. Schale, 35. Rupin, 37. Amor, 39. Perkal, 40. Selma, 42. Kapelle, 43. Tedeum. — Senkrecht: 1. Gazelle, 2. Nabe, 3. Nudel, 4. Engadin, 6. Tonne, 7. Puma, 9. Nauen, 11. Gerste, 12. Farin, 13. Hexe, 15. Tezel, 17. Adam, 18. Niger, 20. Terzerol, 21. Retorte, 24. Titus, 25. Otter, 27. Norne, 28. Arrak, 29. Eule, 30. Peru, 32. Boa, 33. Ithaka, 34. Schakal, 36. Pinsel, 38. Morphium, 39. Perle, 41. Maté. ★ **Silbenaussuchrätsel:** Wir wollen nicht Trennung, sondern Zusammenschluß der Völker. ★ **Treppenrätsel:** 1. a) Spitz, b) e, c) Spitze, 2. a) Neck, b) ar, c) Neckar, 3. a) Hel, b) Mut, c) Helmut, 4. a) Ort, b) Run, c) Ortrun, 5. a) Ur, b) Teil, c) Urteil, 6. a) l, b) Aster, c) Laster. ★ **Wabenrätsel:** 1. Tessin, 2. Nomade, 3. Iliade, 4. Bettel, 5. Milben, 6. Berlin, 7. Eleate, 8. Seneca, 9. Cooper, 10. Riegel, 11. Zieten, 12. Elsaß, 13. Basalt, 14. Rethel. ★ **Geheimschrift:** Das deutsche Volk ist das Ergebnis seiner Geschichte. — Schlüsselwörter: Vogelsang, Dietrich, Kulmbach. ★ **Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 1. Hauptmann, 8. Korfu, 9. Ahnen, 11. Altar, 14. Tor, 16. Igel, 19. Beil, 21. Edelstein, 22. Gras, 23. Isar, 25. Ton, 28. Urias, 31. Dante, 32. Ruine, 34. Steuerrad. — Senkrecht: 1. Hof, 2. Ar, 3. Ufa, 4. Pult, 5. Maar, 6. Ahr, 7. Nees, 8. Kali, 10. Null, 12. Tolstoi, 13. Sedan, 15. Meise, 17. Ger, 18. les, 19. Bei, 20. Ina, 22. Gold, 24. Rune, 25. treu, 26. Narr, 27. Gas, 28. Ute, 29. Sur, 30. und, 33. Ja. ★ **Silbenrätsel:** 1. Dame, 2. Asgard, 3. Sake, 4. Ventilator, 5. Amadis, 6. Terni, 7. Epiktet, 8. Renegat, 9. Hupe, 10. Albion, 11. Uhu, 12. Salon, 13. Island, 14. Steuerbord, 15. Dahlie, 16. Ibis, 17. Everest, 18. Scala, 19. Casanova, 20. Humbert, 21. Ulme, 22. Leonidas. „Das Vaterhaus ist die Schule der Sitten und des Staates." (Pestalozzi.) ★ **Magische Figur:** 1. Dynamit, 2. Namen, 3. Hamster, 4. Meter, 5. Minerva.

Entdeckungsreise ins Innere Sardiniens, ins Land der tausend Rotkäppchen:

Die fleißigen Kinder von Desulo

Sämtliche Aufnahmen: Bernd Lohse.



Nun aber auf zur Schule!
Der Lehrer hat schon dreimal in die Hände geklatscht.

Da sagt man, Italien sei ein überlaufenes Touristenland. Aber wer reist schon nach Sardinien? Wer will schon die schönsten Trachten Europas dort kennenlernen, wo sie noch wirklich im täglichen Leben getragen werden; wo die Bäuerinnen keine anderen Kleidungsstücke kennen als die, die sie aus der selbstgeschorenen Wolle der eigenen Schafe am Hauswebstuhl selbst hergestellt und mit selbstgesuchten Kräutern im Hause gefärbt haben? Man kennt dort keine andere Farbe für die Frauentracht als ein leuchtendes Rot. Wer einmal ein sardinisches Gebirgstal entlanggegangen ist, der wird es nie vergessen, wie aus dem Fahlgrün und Dunkelgrün der Macchia, des sardinischen Buschwaldes, allenthalben die roten Farbtupfen herausleuchten. Das Dasein im Innern Sardiniens ist hart unvorstellbar hart für unsere Begriffe. So müssen auch die Kinder in allem mithelfen, was Haus und Hof erfordert, — sie tun es im Spiel und sind glücklich



Viele glänzendschwarze Augen hängen gespannt an den Lippen des Lehrers, wenn er den Kleinen eine Geschichte erzählt.

Die kleinsten Mädchen, für die die Arbeit noch ein Spiel ist, mühen sich gemeinsam ab, den Acker von Steinen zu befreien.



ie Gewohnheit, alle Lasten auf dem Kopfe zu tragen, erleiht den Kindern schon früh jene stolze Haltung, e wir an den Frauen dieser Dörfer bewundern.

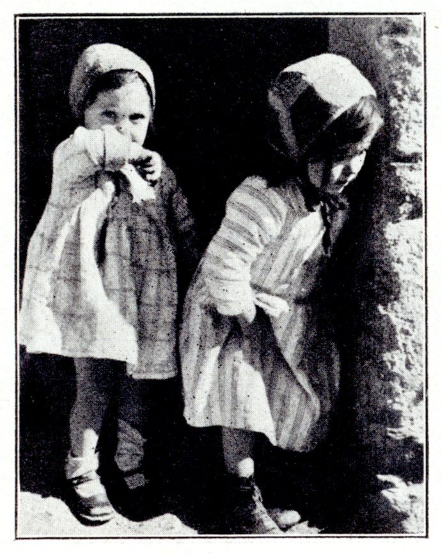


Ist die kleine Maria mit der Arbeit fertig, dann strahlt sie vor Freude, denn die Sonne scheint über Desulo, und nun geht's zum Spiel auf die Wiese.

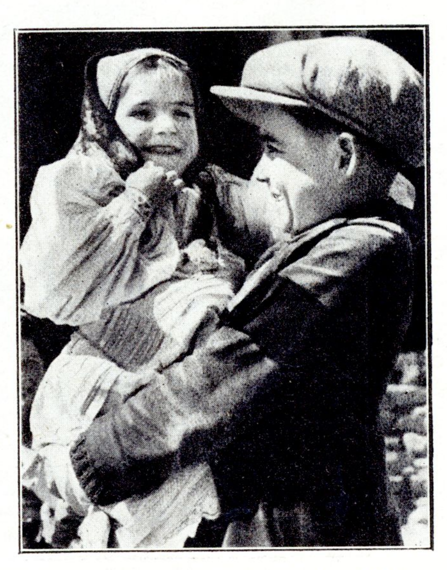
Zwei Knaben bei ihrem Sommerberuf.
Als Hirten ziehen sie mit den Schweinen des Dorfes in den Korkeichenwald



Große Wälder gibt es kaum in Sardinien; daher müssen die jungen Mädchen, die das Brennholz zu beschaffen haben, es mühsam zusammensuchen und lange Strecken auf dem Kopfe nach Hause tragen.



Ausnahmsweise trübe Kindergesichter! Aber wie sollten sie auch wissen, was der beängstigend fremde Mann mit dem schwarzen Kästchen vorhat?



Er hält es nicht für unter seiner Würde, die kleine Schwester zu warten; er findet es im Gegenteil sehr lustig.

Mit KdF. in den Wintersport!

Bedarf es beim Anblick dieser vergnügten Gruppe noch eines Beweises, daß KdF. ein unentbehrlicher Bestandteil unseres Gemeinschaftslebens geworden ist?

Eine lustige Bergfahrt mit KdF.-Teilnehmern, die zünftige Schneeschuhläufer werden wollen.



Sein Trost: es kommen die anderen auch an die Reihe!

Aufnahmen: H. Fr. Engel.



Rechts: Die unvermeidlichen Pausen füllt man am besten mit einem Walzer aus; dann werden die Gelenke nicht steif.